THE LIBRARY

CLASS 830
BOOK M72

Modernes Leben.

Ein Sammelbuch der

Münchner Modernen.

Mit Beiträgen von:

Otto Jul. Bierbaum, Julius Brand, M. G. Conrad,
Anna Croissant-Rust, Hanns von Gumppenberg,
Oskar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schaumberg,
Julius Schaumberger, R. v. Seydlitz, Fr. Wedekind.

Motto: „Jeder nach seiner Art".

Erste Reihe.

München 1891
Verlag der Münchner Handelsdruckerei & Verlagsanstalt
M. Pockl, Goethestraße 3.

Zweite Auflage.

Modernes Leben.

Ein Sammelbuch

der

Münchner Modernen.

Mit Beiträgen von

Otto Julius Bierbaum, Julius Brand, M. G. Conrad,
Arno Croissant-Rust, Hanns von Gumppenberg,
Oskar Panizza, Ludwig Scharf, Georg Schaumberg,
Julius Schaumberger, R. v. Seydlitz, Fr. Wedekind.

Motto: „Jeder nach seiner Art".

Erste Reihe.

Zweite Auflage.

München 1891.

Verlag der Münchner Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poeßl.

Alle Rechte vorbehalten.

830
M72

Der

Gesellschaft für modernes Leben

zu eigen.

SEP 13 50 Feldman 600

1316280

Otto Julius Bierbaum.

I.

Waschzettelhistorie.

Des Juristen Colline sehr weltliche Briefe an den Gottesgelahrsamkeitsbeflissenen Marcel.

1.

Oh Du Rauhbein!

Ich glaube, es war zur Zeit, als ich meine Pandekten noch nicht vergessen hatte, da ich Deinen letzten Brief erhielt. Was soll das heißen? Höre mal, Du . . . . aber ich will nicht schimpfen. Ich bin ja so vergnügt, so rasend glücklich!

Ach! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! ! !

Bitte, sieh Dir mal das Ach mit seiner Ausrufezeichenbrigade an. Das sind keine gewöhnlichen Ausrufezeichen, Verehrtester, das sind Liebesverzücktheits-Ausrufezeichen, dick, stramm, grundstrichmuskelkräftig. Sieh' sie genau an! Es sind Symbole der Waden meiner Jeanette.*)

Hallih und Halloh! (Grinse nicht so niederträchtig, Sumpfhuhn!)

Also: ich bin fabelhaft glücklich.

Woso? Höre:

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries,
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht,
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
Da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,
Mit den Fensterläden grün,
Da steht mein Schatz am Bügelbret, —
Hoiho! wie sie hurtig den Bügelstahl dreht!
Gott! wie die Wangen glühn.

*) Die Offizin besaß leider keine Ausrufezeichen von der symbolischen Wucht derer, die Herr Colline in der Handschrift mit viel Ausdruck gemalt hat. — Anm. des Setzers.

Im weißen Röckchen ſteht ſie da,
Ihre Bluſe iſt blumig bunt;
Kein Mieder ſchnürt, was drunter ſich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt:
Der Brüſte knoſpendes Rund.

Vorüber geh ich allmorgens Früh,
Schau tief ihr ins Auge hinein,
Da liegt meine Luſt, meine Liebe, mein Glück,
Die lachende Kunde: Komm' abends zurück, —
Das Waſchermadl iſt Dein!

Capierſt Du, alter Junge? Merkſt Du was? Na freilich, ſo obenhin mußt Du ſchon was riechen. Aber das ſag' ich Dir gleich: einen richtigen Begriff kannſt Du Dir nicht machen. Das geht über Theologenbegriffe.

Wies geſchah, daß ich ſie kennen lernte? Zum Teil ſteht's in dieſem herzverrückten Hurrahliede; was fehlt, ergänze dir aus dem folgenden, das ich, ſeiner blümeranten Handwerksburſchenlied-Klangfarbe wegen nenne:

Im alten Ton:

Der Frühling kam, die Knoſpen ſprangen,
Da bin ich auf die Wieſe,
Ja Wieſe,
Alleine hinausgegangen.
Ich ging allein
Und kam zu Zwein:
Mit einem holden Kinde;
Das hab' ich geküßt auf den roten Mund
Wol unter der grünenden Linde,
Dem hab' ich den Blick in die Augen geſenkt,
Das hat mir ſeine Liebe geſchenkt,
Und hat mir gelacht
Zum Lohn bei der Nacht,
Zur Seite geſchmiegt mir im Bette:
Ein Waſchermadl iſt mein Schatz,
Mein brauner, mein wilder, mein luſtiger Schatz
Und heißt: Jeanette! —

Ich denke, das genügt.

Ja, unter einer grünenden Linde wars. Bisher habe ich geglaubt, grünende Linden, Fliederlauben, Jasminbüsche und dergleichen seien blos lyrische Requisiten, die man Reims halber und weil sich dabei so was liebes riechen und ahnen läßt, zwischen die Verse streut wie Rosinen in den Stollenteig, aber jetzt, mein frumbes Gemüte, jetzt weiß ichs besser. —

In der Tat: es existieren wirklich und wahrhaftig so gute, liebesgnädige Dinge auf der Welt, und nicht weit von Oberföhring steht, (dös woaß i!) eine ganz reale Linde, von der ich es beschwören kann mit einem leiblichen Eide, daß unter ihr Zweie saßen, (a bisl kalt war noch der Boden vonwegen der Frühlingsfeuchte) die sich abgeküßt haben und gepreßt, als ob sie zu nichts weiter da wären auf dieser schnöden Welt. Und doch war es des Einen lederne Pflicht, der beiden Rechte mannigfache Materien zu traktieren, und die Andere (ich bitte Dich! daß es eine Die war, hast Du bemerkt?) und die Andere hatte mindestens noch sechs Dutzend Oberhemden zu bügeln.

Oh du leichtsinnige Jugend!

Was waren uns sämmtliche corpora juris mit sammt allen Oberhemden der Welt! Schnuppe waren sie uns, mein Holder, wurscht und schnuppe. Nichts interessierte uns, rein gar nichts, als unser warmes Beieinander, das Beinanbein und Brustanbrust und Mundanmund und Auginaug. Nein Du: so ein Glück! So ein dummes, holdseliges Glück.

„Geh, moagst mi wirkli?" sagt Jeanette. „Ja freili, Mauserl", sag' ich, — und so was ist einem lieber, als sämmtliche Dialoge in sämmtlichen Dichtern.

Mit welchem Axiom ich verbleibe

Dein

Colline. —

2.

Mensch!

Nein: nicht Mensch: Theologe! Jessas naa, was hast Du mir da für einen Brief geschrieben! Kerl: Du bist schnoddrig! Ja, schnoddrig, d. i. „norddeutsch". Ich soll Dir „etwas vernünftig",

„klar", „wie, wann und wo, und ohne Verse" schreiben. Teufel auch! Vernünftig! Aber ich bin's ja nicht. Klar! Aber ich taumle ja in den lustigsten Wolken. Wie und wo und wann und ohne Verse! Aber ich kenne ja kein wie und wo und wann mehr und ich lobe ja in Versen. A, geh' weiter, Du langstieliges Ungeziefer. Laß mir mei Ruh!

Also kurz und gut: Jeanette und ich fressen uns noch immer vor Liebe.

Wochentags hat sie leider immer zu tun.

(Weißt Du: das Hemdenbügeln ist ein strengerer Tyrann als die Jurisprudenz.)

„I kann net!" sagt sie.

„Warum denn nicht?" sage ich.

„Weil i arb'ten muaß," sagt sie.

„A, laß' mal die Hemden schwimmen!" sag' ich.

„Du, dös geht sei net, wenn i do muaß!"

Was will ich da machen?

Ich laufe also nur so Stücker 10 Mal Tags an ihrem kleinen Häuserl vorbei und freue mich, wie sie flott drauflos bügelt mit ihren fest runden Armen, und wie sie mich hell anlacht mit ihren braunen Augen. Aber abends! Ja dann! „In enger Kammer" heißt das Lied:

Ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank,
Und mitten drin ein Mädel schlank:
Meine lustige, liebe Jeanette.
Braune Augen hat sie, wunderbar!
In wilden Ringeln hellbraunes Haar,
Kirschroter Lippen ein schwellend Paar.
Jeanette! Jeanette!

Am Fensterbrett ein Epheu steht,
Durchs grüne Geranke die Liebe späht,
Meine lustige, liebe Jeanette.
Türe auf; da liegt mir am Hals das Kind.
Alleine wir beiden, es singt der Wind
Das Lied von zweien, die selig sind, —
Jeanette! Jeanette!

„Die selig sind . . . . !" Ich dächte, das wäre wieder ein netter Briefschluß.

Hurrah!

Dein Colline.

3.

Also Du verzweifelst an mir, mein Säckchen. Na, ich glaubs gerne. Und trotzdem bist Du „gespannt auf die Entwickelung". Entwickelung? Nix wird entwickelt. Tra lirum larum leier, — s'geht halt Alles seinen lustigen, leisen, lieben Gang. —

Jeanette und ich, und ich und Jeanette, wir kriegen uns nicht satt. Ja, — n' bisl gezankt haben wir uns schon, aber mein Gott, das ist blos zur Abwechslung.

Sie: „A geh, Du bist a Fadling!"
Ich: „Was für'n Ding?"
Sie: „A Fadling bist."
Ich: „Sooo?"
Sie: „Ja, recht fad bist."
Ich: „Warum denn?"
Sie: „Warum gehst am Sonntag net mit mir aus?"
Ich: „Weil ich Dich allein haben mag."
Sie: „Allweil alloan; dös is ma z'fad!"
Ich: „Möchst Du mit andern 'rum poussieren!?"
Sie: „A geh! Sei net so trapst! A Musi mecht' i hörn."
Ich: „Wo denn?"
Sie: „Woaßt . . . auf'n Lewenbraikeller, sagen's, is gar so fidell!"

Na, siehst Du, was will man da machen? Also gut: ich schleppte sie unter allerlei glotzendes Volk in den Löwenbräukeller. Tags vorher aber machte ich vor lauter Sehnsucht „freie Rhythmen", deren fragender, halbzweifelhafter Schluß übrigens dämlich unwahr ist, denn alle die schönen Dinge sind gar nicht mehr zweifelhaft für mich.

Münchner Kindl.

Du Münchner Kindl mit lachendem Blick,
Du runder Schneck, —
Willſt Du mit Deinen braunen Augen
Wirklich ins arme, ſchwankende, krankende
Herz mir lachende, leuchtende, leichte
Liebesluſt ſenken?
(Schau, wie der Tanmel des jauchzenden Herzens
Selbſt meiner Rhythmen bedächtige Füße
Holtertipolter dahin läßt tollen,
Jungen, ungeberdigen Böcklein
Gleich, voll unanſtändiger Liebe,
Statt, daß manierlich ſie tapp tapp tapp
Wie die Lämmlein auf der Wieſe,
Auf der Wieſe voll Butterblumen
Deutſcher Lyrik ſtille „wallen".)
Ach, wie verheißungsvoll, ach, wie verheißungsvoll
Lodernd und üppig winken die Lippen Dein!
Welch' eine mollige Katze Du biſt!
Ach ſo ſchmiegſam und warm und weich!
Doch im Auge der Hölle heißeſtes,
Flammendſtes Feuer . . .
Morgen im Löwenbräukeller! Wie heimlich
Woll'n wir zuſammen vor'm Maßkrug ſitzen
Und von einem Rande nippen.
Nippen?! Hilf Himmel! Du Münchner Kindl!
Nippen, — ja wol! Nach Münchner Weiſe:
Kernig ſchluckend und häufig.
Ho! Wie werden die Augen blitzen!
Hei! Wie werden die roten Backen
Luſtig glänzen, juſt wie die Backen des
Wappenmönchleins, das bierſelig
Ueber Monachias Tonnen wacht.
Ach, wie freu' ich mich und wie hoff' ich!
Denn wer weiß, — gar viel iſt möglich.
Gott, wir ſind am ende zum Schluſſe

Ganz mit einander einig — Du weißt schon —
Süßes, rundes, braunes, liebes,
Allerliebstes Münchner Kindl,
Und ich küsse die schwellenden Lippen,
Küsse die braunen, blitzenden Augen,
Wühle im knisternden, schwarzen Haar und
Und — — — — — — u. s. w.

Nein, wie ichs so abschreibe: Der Schluß ist verdammt verlogen, gerade als hätt' ich das Gedicht an ein Familienblatt schicken wollen. Aber es kam mir so, ich weiß nicht, — mir war wirklich zweifelhaft zu Mute. Weißt Du: ich frage mich doch oft: Dieser süße, liebe, herzensgute Kerl . . ., es geht doch nicht auf die Dauer. Ach was! Wie dumm, daß solche Spinnefensterein kommen. Aber auch sie wird manchmal so feucht in den Augen und schluchzt sich mir an den Hals und weint und fragt:

„Gell, Du gehst net fort von Münch'n?"

„Aber Mauserl!"

„Ja, wennst ausgschtudiert bist . ."

„Du! Das hat Zeit."

„Aber gschehg'n tuats halt do' no'".

Und da kann ich dann blos „busserln", bis sie an nix mehr denkt.

Aber meine Gedanken kann ich nicht fortbusserln.

Was tun?

Dein Colline.

4.

Aber so was! Wie falsch hast Du mich wieder verstanden! Nein: so dumm ist Jeanette nicht, daß sie ans Heiraten denkt. Diese Münchner Madln sind gescheiter, als ihr euch in eurer norddeutschen Schulweisheit träumen laßt. Das sind geborene Realistinnen. Jeanette weiß, wie's kommt und kommen muß. Nur die Trennung, natürlich, weiß sie, wird schwer sein. Aber im Uebrigen giebts da keinen blauen Dunst. Wir leben und sind glücklich: basta!

Im Freien sind wir am glücklichsten. Sonntags auf die Bahn, ins Schiff, an den Starnberger See und zwar dorthin, wo's

Dampfschiff nicht hält. Am liebsten ist uns da Sankt Heinrich, ganz hinten, mitten im Walde, blos die Kirchturmspitze guckt über die Buchen- und Birken-Wipfel.

Ich bin bekannt dort, bummelte einmal zwei Monate lang da herum, nährte mich schlecht und recht von Kalbsbraten und Rindfleisch in absolut sicherer Abwechselung und war stets glücklich, außer wenn von Seeshaupt oder Ambach Fremde vorüber kamen. Innerhalb 6 Wochen war ich damals so ganz und gar verbauert, daß ich mich wunderte, wenn mich jemand „Sie" nannte. — Jetzt kannst Du Dir hoffentlich denken, wie kolossal nett's dort ist.

Vorigen Sonntag war ich mit Jeanette dort. Bis Seeshaupt zu Schiffe, natürlich 1. Classe. Jeanette sprach hochdeutsch und war riesig stolz darauf. Sie „hatte an ihr weißes Kleid, in dem so hold mein süßer Schatz mir schien". Woher das Citat, alter Bibelheiduck? Na wart', später kriegst Du das ganze Gedicht. Bin noch nicht fertig. — Also bis Seeshaupt. Gottvoll da oben auf dem Verdeck, mit ein paar Engländern zusammen. Jeanette benahm sich vollendet wie eine kleine Prinzessin. Durchaus duldete sie nicht, daß ich ihr die Hand drückte.

In Skt. Heinrich erregte unser Kommen Sensation. Meinem alten Wirt stellte ich Jeanette als meine Frau vor. Der Gute sah unsre Hände an und lächelte.

„Trauringe versetzt!" sagte ich.

„Woaß scho, woaß scho!" grunzte er.

Mein Freund Sepp, der Knecht, von dem ich damals mähen und dreschen gelernt hatte, brüllte sein grandioseſtes Lachen aus der Ecke.

„A grüß Gott Sepp!" rief ich, „immer noch alleweil besoffen?"

Worauf er sehr treffend antwortete:

„I hoab die Ehr, den Herrn zu begrüßen".

In dieser Umgebung legte Jeanette jede Spur von Hochdeutsch ab. —

Nachdem wir den ortsüblichen Kalbsbraten hinter uns hatten, schlugen wir uns in die Büsche, welche dort liegen, wo der Weg nach Beuerberg führt.

. . . . . .

Es war sehr schön . . . . . .
Jeanette im weißen Kleid zwischen dem fidelen Frühlingsgrün: süperb! Wenn sie nicht anderweitig beschäftigt war, aß sie Brombeeren, d. h. wir aßen sie zusammen. Sie steckte die Hälfte in den Mund und die andere Hälfte biß ich ab. Das ist eine alte, allen Verliebten erbeigentümliche Angewohnheit. Römer, Chinesen, Tunguſen, Hebräer: alle machen's so. Ich bin überzeugt, daß es auch irgendwo in der Bibel vorkommt. Willst Du nicht so gut sein und mal nachseh'n? —

Als wir uns genug ausgestrolcht hatten, bummelten wir wieder zurück. (Es kann nicht verschwiegen werden, daß Jeanette allerlei blaue, rote und grüne Flecken an ihrem Kleide hatte. Da sie aber vom Fach ist betreffs der Fleckenbeseitigung, so hat dies wenig zu sagen.)

Auch sonst sahen wir etwas verwildert aus, so daß uns der hereindunkelnde Abend sehr willkommen war.

Folgendermaßen nahm sich unser Heimgang, d. h. der Gang zum Dampfschiffe nach Seeshaupt aus:

Sternsuchen.

Der Tag war schön, die Liebe war heiß
Im Heu, im Heu, auf dem Moos, auf dem Moos.
Nun ist die Nacht gekommen,
Das Dunkel still und groß.

Nun gehn wir beide Arm in Arm
Nach Hause, nach Haus, durch die Nacht, durch die Nacht,
Nun ist sie furchtsam geworden,
Die hell in die Sonne gelacht.

„Koa Licht, ko Haus, i fierch' mi so!"
— Aber Maus! Aber Maus! Sei gescheit, sei gescheit!
Geh', mumml' dich in meinen Mantel!
Mein Mantel ist warm und weit.

In einem Mantel nun beide versteckt,
So schreiten wir enge, so schreiten wir warm,
Da steigt herauf am Himmel
Der Sterne schimmernder Schwarm.

Jeanette ſieht die Venus:
„Geh' ſag', wie hoaßt d e r Stern?"
— Der Stern, Schatz, heißt Jeanette.
Den hab ich ſakriſch gern.

Jeanette guckt zum Himmel:
„I woaß jetz', was i thu.
I ſuch an recht'n wüaſten
Der wüaſte der biſt du!"

Und ſucht und ſucht und find't nicht.
Geh' laß das Suchen ſein.
Die goldenen Sterne am Himmel
Sind alle gleich ſchön und rein.

Doch wenn du lange noch hinſiehſt,
Werden alle vor Neid ſie bleich,
Denn deinen Augen iſt keiner
An ſchimmernder Schöne gleich.

Nur deine Sterne ſuch ich,
Die ſind ſo licht und klar,
Weg'n meiner mag ſich trollen
Die ganze Glitzerſchaar.

Das hat ihr wohl gefallen.
Bald war'n wir am Halteplatz.
Kein Menſch auf der ganzen Erde
Hat ſo einen herzigen Schatz!

Ich hoffe, daß Du geſchmackvoll genug ſein wirſt, dies Gedicht nicht zu kritiſieren. Mir hat's unſinnig viel Spaß gemacht.

Gehab' Dich wohl!

Dein Colline.

5.

Denke Dir, mein lieber, luſtiger Theologe: Jeanette macht Verſe! Ja, wirkliche Verſe, Reimverſe! Eben kam Loni mit dem „Waſchwag'l" an meinem Fenſter vorbeiraſaunt, Loni, unſre Grußbotin, die nebenbei die „feine Waſch" ausfährt und ſehr ſtolz iſt,

daß ſich darunter ſogar die Nachtjacken einer Gräfin und dito hochderſelben Unterhoſen befinden, und dieſe ſelbe Loni warf mir im Vorüberſauſen folgenden Jeanettengruß ins Fenſter (genau in Jeanetten-Schreibung):

Gſchtanzl.

Und di' mag i' buſſeln
Und di' mag i' gehrn
Du biſt mir der Liawer
Von all die ſcheene Herrn.

Du haſt liawe Aigerln
Und gſchmach biſt fei' recht
Und Du haſt a guats Herzerl
Aber an Schnurrbart haſt fei net!

Na guck mal die Bosheit an! Als Nachſchrift: „Du haſt mir a Verſl verſchproch'n a!" (Was übrigens die Rechtſchreibung anbelangt, muß ich erklären, daß Jeanette auf meinen Wunſch ſo ſchreibt, wie ſie ſpricht. Oh, ſie kann Hochdeutſch ſehr ſchön ſchreiben!)

Wenn Loni zurückkommt, werd' ich ihr folgendes „Versl" überreichen:

Jeanettens Lied.

Keinen Leutenant will ich haben
Zum Herzallerliebſten mein,
Mein Liebſter muß ein Studio,
Ein Studio muß es ſein.

Ein'n Kranskopf muß er haben
Eine rote Schmarre drein:
Mein Liebſter muß ein Studio,
Ein Studio muß es ſein.

Auf den Locken eine Mütze
Von dunkelrotem Schein,
Mein Liebſter muß ein Studio,
Ein Studio muß es ſein.

Brav trinken muß er können
Braun Bier und hellen Wein,
Mein Liebſter muß ein Studio,
Ein Studio muß es ſein.

Ein Schnurrbart muß ihm wehen
Von den roten Lippen ſein,
Mein Liebſter muß ein Studio,
Ein Studio muß es ſein.

Der Schnurrbart in der letzten Strophe iſt natürlich Tendenzpoeſie. —

Aber iſt es nicht herrlich, ſo ein lieb' Mädel zu haben? Donnerwetter, ich muß Dir ſagen: es giebt nichts Beſſeres, und paß auf, Junge: wenn ich ein gutes Examen mache, ſo iſt blos Jeanette ſchuld daran. Sie macht mich luſtig, luſtig zu allen Dingen, ſogar zu juriſtiſchen. Ja, ich bin förmlich fleißig, alter Schwartenſchwenker! Ich arbeite! Und alleweil fidel dabei! Daher geht mir denn auch alles luſtig ein. Dinge habe ich in letzter Zeit kapiert, ſag' ich Dir, von denen ich es nie für möglich gehalten hätte, daß ich ſie je intus bekäme.

Weißt Du, darin liegt's, was auch ſchon stud. jur. Wildfang Goethe geſagt hat: Nicht blos liebeln leis mit Augen, — Sondern feſt uns anzuſaugen — An geliebte Lippen. —

Wahrlich, wahrlich, ich ſage Dir: ſo iſts. Gott, wenn ich an die allerlei Schweinereien denke, mit denen ſich ſo viele „akademiſche Bürger" herum und in den Sumpf quälen! Pfui Teufel!

Jetzt muß ich aber ſehen, daß ich die Loni nicht verpaſſe.

Fidel bis zur Erſchlaffung

Dein Colline.

6.

Schon lange, lange, lange, Lieber, habe ich Dir nicht geſchrieben. Gott, was hab' ich in der Zeit zuſammengeochſt! Meine Corpsſemeſter, mein Dienſtjahr und alle ſonſtigen Bummelzeiten mußte ich in ſehr kurzer Spanne cerebral abkaſteien. Nun, nächſtens 'rin ins Vergnügen; ich erwarte die Examinatoren kaltblütig.

Mit Jeanette ſetzte ich mich auf dünnere Diät, aber auch die bekam gut.

Das Mädel iſt ſo lieb!

Zur Erholung von meinen Rechtsmaterien überſetzte ich, blos dem Titel zu Liebe anfangs, und dann, weils im Grunde ſo famos paßt, die „Jeanette“ von Béranger. Kennſt Du's? „Fi les coquettes maniérées u. ſ. w.“ Ich verfuhr in Versmaß und Ausdruck etwas frei, dachte es ganz auf meine deutſche Jeanette um:

Zum Teufel mit all' den zierlichen,
Manierlichen
Koketten!
Ein ganzes Schock erſetzt mir nicht,
Erſetzt mir nicht Jeanetten!

Jung und munter, friſch, geſund,
Iſt ſie gar ſchmiegſam und biegſam und rund,
Hei! wie ihr Auge in Flammen brennt!
Freilich, die Prüden ſchreien kläglich,
Daß ihr Buſen, allzubeweglich,
Keine Miederſchranke kennt, —
Doch für die Hand, die zärtlich ihn preßt,
Iſt das ein Mangel, der tragen ſich läßt.

Ei, wie graziös, wie flott, wie fein
Iſt doch mein Schätzchen. Nichts ſchüchtert es ein.
Welch herrliches Herz! Wie fröhlich lacht's.
Freilich ſagt ſie auch gerne was Dummes,
Und ihr Mäulchen, — ach, ſelten iſt ſtumm es,
Aber zum Teufel! Ich frage, was machts?
Denn, was ihr ſagen auch mögt miteinand'
Wunderbar fein iſt Jeanettens Verſtand.

Gehn wir des Abends zuſammen aus,
Sind wir bei Freunden zu fröhlichem Schmaus,
Steckt ſie mit Tollheiten Alles in Brand.
Herr des Himmels, wie weiß ſie zu ſingen,
Was für Lieder zum Vorſchein zu bringen!
Rein iſt die Stimme, der Ton brillant!

Auch im Trinken nicht bleibt sie zurück,
Schluckt von Jedem ein tüchtiges Stück.

Schön in Liebe und lachender Lust
Schnürt sie sich nicht die lebendige Brust
In ein Mieder, mit Seide bedeckt.
Unter einfachem Tuche und Linnen
Hebt sich ihr Busen, und traulich da drinnen
Liegt das fröhlichste Herzchen versteckt.
Und, wenn ich wühle in ihrer Frisur,
Schadets nicht viel, denn es ist halt Natur.

Aber zur Nacht erst sie ganz mir gehört . . .
Da ist kein Schleier, welcher mich stört,
Keine versagende Seufzelei:
Nein: mit Armen, die feurig pressen,
Und mit Küssen schier unermessen,
Saugt sie die seligste Lust herbei.
Ha, wie in wonnigem Taumel verzückt,
Decken und Kissen im Bett sie verrückt.

Zum Teufel drum alle die zierlichen,
Manierlichen
Koketten!
Millionen Schock ersetzen mir nicht,
Ersetzen mir nicht Jeanetten!

* * *

Und ein Hurrah! ruf ich noch höchst persönlich diesem Trumpfreim nach.

Und doch wirds nun bald zu Ende gehn.

Jeanette weiß es wie ich, und in ihren Umklammerungen liegt so schwer und schwach mehr und mehr Abschiedsangst.

Wie sie mich manchmal anschaut, so flehend, fragend: Wie lange noch?

Aber sie weiß mit lachendem Herzruck die Schwermut abzuschütteln, und ich glaube fast, mir wirds schwerer sein.

Ich wollte nur das dir aussprechen, Du lieber, guter, aufnehmender Freund!

Lebwohl! Dein Colline.

7.

Aus is! Aus is! Ach, Du mein Lieber, — „ja das Exmatrikulieren ist ein böses Ding, ja ja!" Nicht vonwegen der Examina, — die sind vorüber, und ich bin nun glücklich Referendarius mit 1,50 Pfg. Federgeld vierteljährlich, aber das viele Schöne, Freie, von dem man Abschied nehmen muß.

Jeanette . . .! Mein lieber Marcel, es war ein derber Ruck, wie zwischen uns Zweien das blutrote Liebesband zerriß. Dummer Ausdruck das. Aber mir ists so. —

Sie hatte es lange vorher gemerkt, als der Tag kam. Nie sprach sie davon, aber ihre Zärtlichkeiten thaten weh. Wir hatten uns auch versprochen, nicht darüber zu reden. Aber der Zufall störte uns. Eigentlich war er komisch, dieser Zufall.

Eines Abends sitzen wir beieinander, und Jeanette war ausgelassen wie ein Sperling; wir dachten wirklich gar nicht an diese verfluchte nächste Notwendigkeit. Da „klopp klopp klopp". „Herein!" Und es erscheint Herr Xaver Wambsgans, mein Schneidermeister, mit dem Examenfrack. Wie ein heiliges Kleinod trug er den verdammten schwarzen Leibrock und konnte sichs natürlich nicht verkneifen, Segenswünsche zu deklamieren, denn er ist stolz darauf, daß er die Bestimmung dieser Art Garderobe kennt. Kaum er 'raus, da purzeln ihr auch schon die Salzwasserkugeln über die Backen. „Aber Mauserl! Geh' laß das Heulen!" Aber sie legt ihren Kopf an meine Brust und schluchzt und schluchzt, und es will gar nicht mehr aufhören, das Rinnen und Gießen. Ich stellte ihr vor, daß ich ja durchfallen könnte und daß der Frack kein Beweis sei und alles Mögliche noch.

„Na, na, mach koa' Sprüch. I geh'".

Und sie lief mir heulend davon.

Seit sie den Frack geseh'n, war's aus. Keine Gemütlichkeit mehr. Immer lauerten Thränen. Wir waren ganz fidel manchmal, — da streift ihr Blick den Kleiderschrank, wo das schwarze Aas hing, und: futsch ihre Heiterkeit: Schluchzen und Weinen.

Dann wieder, kurz vor dem Termin, Umschlag, Ruhe und denke Dir, womit sie mich am Tag vor dem Examen überraschte. Sie erschien mit einem Packet.

„Ja, was haſt du denn da?“

„I hab dir' bei ſcheens Hemmad biegelt, dös mit die Bleameln vorn, . . . für Dei Examen“.

Menſch! Menſch! Da hätt' ich faſt geheult . . . Das gute, gute, liebe Kind!

Welch eine Canaille an Undankbarkeit müßte ich ſein, könnte ich ſie je vergeſſen. — Wie rührend war ihr Abſchied. Faſt kein Wort, aber in jedem Blick, in jedem Druck und Anſchmiegen ſo viel ſtille, große Liebe. Dieſer Ganzheit und Wahrheit gegenüber kam ich mir ſchlecht, lügenhaft, gemein vor.

Und doch wieder dieſer ſtarke Wirklichkeitsſinn, dieſer kräftige Tatſachenmut.

Sie zeigte ihn mir offenbar gefliſſentlich, die Liebe, Gute, damit mir ihr Schmerz nicht Trauer machen ſollte.

„Pfüati God!“

Wie ſchön, dieſes Abſchiedswort. Auch ich ſagte ſo, und unſre Augen tranken ſich noch einmal. Oh dieſe großen, braunen Waſchermadlaugen! Ich weiß, jeder Gedanke an ſie wird mich beglücken. Sametweiche Fraulichkeit und kindliches Blicklauſchen und der lebendige Flackerſchalk Uebermut. —

Jeanette! Du Meine! Meine!

Ich kann Dir nicht ſagen, wie mein Sehnen ſich zu ihr hebt und mein Dank, Dank! Dank!

Ich bekomme übrigens keine Briefe von ihr und ſchreibe ihr keine. Nur, wenn wir heiraten, wollen wir's uns melden. So ward's beſchloſſen „unter unſrer Linde“.

Dein Colline.

8.

(Bruchſtück.)

. . . Und nun noch eine Mitteilung: das Leitmotiv von früher, Jeanette, klingt auf. Daß ſie geheiratet, ſchrieb ich Dir wohl vor langem ſchon. Und nun denke, denke, geſtern teilt mir die kleine Frau Stöpfle (Spezereiwaarenladeninhabersgattin) das erſte „kleine“ Ereignis mit. Und wie fidel ſie's thut! Sie iſt der luſtige, liebe, gute, humorvolle Kerl von früher geblieben, offenbar. Sie ſchreibt auch, mir zu Liebe, im „Leheldialekt“: „Und woaßt,

wia mir den Bub'n 'tauft ham? G'wiß moanſt auf Dei Nama? Koan Schein! Viel ſcheenere Namen hat er: Pancratius Servatius. Woaßt, dös ſan die Heilig'n vom 12. und 13. Mai. So recht g'nau hab' i's nimmer g'wußt, war's am 12. oder am 13. Mai, daß mir uns zum erſten Mal g'ſehgn ham, drum hab i eahm glei' alle zwoa Nama geb'n, daß net g'fehlt is. Mei Alter hat freili a bisl g'ſchaut".

Dös glaab i a! Pancratius Servatius Stöpfle!

Dein

Colline.

II.

Ein Menuett.

Neſtwarmweiche Lagerſtätte,
Himmelblaues Himmelbette,
Seidenkiſſen, Spitzenzier,
Roſawolken, mullgebauſchte,
Hinter denen Amor lauſchte,
Unſrer Liebe, Dir und mir,
Kräuſelte der Tapezier.

Aus der Ampel quillt in hellen
Morgenrötenroſenwellen
Schmeichelweiches Liebeslicht.
Wie in einem Roſenhaine,
Roſe ſelber, ruht die Meine,
Und von Roſen ein Gedicht
Ihres Buſens Heben ſpricht.

Leiſe, leiſe, ihren roten
Lippen Morgengruß geboten.
Augen auf. Bon jour Madam'.
Zweier Sonnen hell Erwachen,
Zweier Sonnen ſelig Lachen . . .
Als ich in den Arm ſie nahm,
Amor aus der Wolke kam.

III.

Meine Sonne a. D.

Als es Winter war, hatt' ich nur einen Sonnenſchein, — Dich, und Du warſt mir eine ferne Sonne mit ſeltenen Strahlen. Aber wie waren ſie warm und freundlich, und wie war ich glücklich!

Nun iſt es Frühling geworden über die Erde, und die Vögel rufen ſich von ſchwanken Knoſpenzweigen, und der Himmel iſt blau wie Erfüllung aller Seligkeit.

Aber wo iſt denn meine Sonne?

Schau da, wie ſchön: von chinagelber Seide das Kleid, burgunderrot der Gürtelreif und alle Blumen des Frühlings auf dem weißen Hute, geht meine Sonne dort auf vor dem römiſchen Rot der Arkaden.

Sonnenſieg! Die gelbe Seide ſurrt mit falbelndem Saum über den roten Flies, und jeder ihrer Schritte iſt ein Kuß der beglückten Erde.

Das iſt meine Sonne?

Ach, wie ſie doch im Winter ſo weich und fraulich war und lieb.

Nun iſt ſie ſtolz geworden, und wie ein Komet zieht ſie einen zitternden Schweif von Verehrern nach und läßt die dümmſten Monde in ihre Nähe, wenn ſie von Silber ſind.

Sonne, dein Sieg gefällt mir nicht. Haloh! Ich geh auf die Sternenſuche!

Julius Brand.

Digitized by Google

I.

Der bucklige Toni.

Eine Skizze.

So weit er zurückdenken konnte, nannte man ihn nicht anders als den buckligen Toni. Es war sein Spitzname, den er schon in der Schule führte. Er war armer Eltern Kind, der Sohn eines kleinen Gütlers. Schwächlich und kränklich von Geburt auf, brachte ihn die Nachlässigkeit der Eltern schon als Kind um seine geraden Glieder. Eine hochgradige Rückgratsverkrümmung bildete sich aus. Aber je mehr sein Körper litt, je langsamer sich dieser entwickelte, desto schneller gelangte sein Geist zur Reife. In der Volks-Schule war er unbedingt der begabteste, fleißigste aller Schüler. Aber warum sah ihn der Pfarrer immer so mitleidig an, wenn er eine Aufgabe gut gelöst hatte? — Als wenn er sagen wollte: „Armer Junge, was wird dir all dein Können und Wissen nützen, du bist ja doch" — oh — er kam früh zum Bewußtsein, daß er „ein Krüppel" war. Dafür sorgten schon die anderen Bauernjungen, die ihn häuselten und verhöhnten. Einmal hielt der Lehrer dem reichen Sonnenbauernsohn den armen Gütlerssohn als Muster vor: da rief jener höhnend nach der Schule: „Und wenn du auch die ganze Welt zammstudirst und in dein Ranzen steckst, ich bin dem reichen Sonnenbauern sein einziger Sohn und du bist der bucklige Toni."

Und der bucklige Toni ging nach Hause und warf sich über sein Bett und weinte bitterlich. — —

War das Gerechtigkeit? dieser übermütige Bauernjunge durfte ihn verhöhnen, ungestraft schlagen und er — er durfte sichs gefallen lassen.

Er grübelte nach über die Ungleichheit der Welt und des Lebens. Er war der geborene Paria.

* * *

Als Toni älter wurde, mußte er sich für einen Beruf ent-

ſcheiden. Für einen Holzknecht war er zu ſchwach, zum Studium gab ihm Niemand eine Unterſtützung — der einzige, der es gekonnt hätte, der Pfarrer, ſagte: „Geiſtlich kannſt du nicht werden — nach kanoniſchem Recht — weil du keine graden Glieder haſt und das andere Studium führt nur zur Gottloſigkeit“ — ſo ward er Schreiber, zuerſt bei mehreren Advokaten, dann bei den Gerichten. Bald hatten die Bauern vor ſeinen nicht unbedeutenden Rechtskenntniſſen und ſeinem praktiſchen Blick allen Reſpekt und zogen ihn oft zu Rate, wenn ihnen der Advokat zu teuer oder aus einem anderen Grunde nicht geraten erſchien. So ward er zwanzig Jahre alt. Er ſah älter aus, als er war. Doch war ſein Geſicht ſchön und regelmäßig. Lebhafte braune Augen blitzten daraus hervor, als wollten ſie ſagen: „Noch iſt nicht aller Tage Abend“. — Aber unterdrückte Erbitterung war unſchwer daraus zu leſen. Was hatte er ſich auch nicht alles gefallen und bieten laſſen müſſen! — In den Kanzleien ſtellte er ſich natürlich anfangs als Eleve einer Dorfſchule recht ungeſchickt, Latein konnte er keinen Buchſtaben, bis er zu Hauſe für ſich mühſam die Grammatik lernte. Denn wie die Güter ſo wird auch das Wiſſen der Erde den Wohlhabenden in bequemen Schüſſeln präſentirt, während die Armen die ſechsfache Nerven- und Gehirnkraft aufwenden müſſen, um zum gleichen Ziele zu gelangen. — Natürlich war keine Rede davon, daß er den Tanzboden beſuchte oder die jungen Mädchen nach Hauſe begleitete wie die andren Burſchen, ein allgemeines Halloh hätte ihn empfangen, er wäre gehetzt worden wie ein krankes Wild. —

Und dennoch brannte in ihm eine verſengende Sinnlichkeit, die durch die Aſkeſe und durch den ſcharfen Blick, der ihm neidiſch die Genüſſe der andern und die lüſterne Bereitwilligkeit der Mädchen in glühenden Farben vormalte, noch geſteigert ward.

Die einzige Feſſel, die dieſe Sinnlichkeit noch in Banden ſchlug, war ein jugendlicher, faſt jungfräulich keuſcher Idealismus.

In dieſem Alter fühlte er die erſte Liebe mit aller Wut der Leidenſchaft. Ja ſie war auch zu liebreizend, die ſchöne Marie, wenn ſie von der Kirche heimging, groß und ſtolz. Ihre großen Augen ſtrahlten ein mildes Feuer, ſie hatten einen ſchmachtenden Blick, wie er ihn noch nie geſehen. Ihr Geſicht war keines von

denen, welchen nur die Jugend Reiz und Frische gibt, es lag wirklich ein poetischer Hauch auf ihrer Erscheinung. Sie war die Tochter des vor kurzem erst angekommenen Lehrers.

Wenn er sie so dahinschreiten sah, leicht und stolz, dann glaubte er die Himmelskönigin Juno-Maria zu sehen! —

Und wenn er sie grüßte, wie gütig sie lächelte. Oh er hätte für dieses Lächeln alles tun können, was sie begehrte.

Natürlich war dieses Mädchen viel umworben. Aber sie schien unnahbar.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In einer schönen Julinacht schweifte der bucklige Toni umher. Es litt ihn nicht mehr zu Hause. — Es war ihm zu schwül innerlich und äußerlich. Er dachte und grübelte, wie wohl die schöne Marie die Seine werden könne. Studieren konnte er nicht mehr, dazu war er zu alt. Aber er wollte in die Stadt und Kaufmann werden, vielleicht Agent oder Commissionär. Damit ließ sich viel Geld verdienen. Er kannte dort mehrere, die dort reich geworden waren. Und dann zum Vater gehn — den kannte er, bei dem konnte man um Geld alles bekommen, auch die Tochter, und wenn er sie nur erst besäße, sie sollte ihn noch lieben lernen. — Doch dann dachte er daran, wie sie sich wohl ausnehmen möchten auf Einem Lager — sie, das stolze schöne Weib, gesund wie die Natur, und er klein, hager, gelb und verkrüppelt — und er unterbrach sich wieder mit wahnsinnigem Lachen: Narr, du bist verdammt zum Elend und zur Entsagung. Du bist geboren zum Handlanger, für die, die am Tisch des Lebens sitzen, scherzend, küssend und trinkend. Du darfst zusehen, wie die andern glücklich sind, ist das nicht auch ein Glück!

Mit solchen Gedanken ging er ins Freie. Der Weg führte ihn über Felder bis in einen Wald in der Nähe der Schule, wo der Lehrer wohnte und seine angebetete Tochter. Er ging in den Wald, als er plötzlich ein Paar sah, eng umschlungen. Ha! es war ihre Stimme und der straum und stolz gewachsene Bursche, das war der Sohn des Sonnenbauern. Er hielt den Atem an. Da hörte er folgendes Gespräch, das ihm das Blut im Herzen stocken machte:

„Franz, was haben wir getan! — O Gott, wie ſchäm' ich mich!"

„Sei ruhig, Marie! Es weiß Niemand davon."

„Sprich, ſag die Wahrheit, wann heirateſt du mich?"

„Sobald ich kann — wenns der Vater leidet."

„Was geht dich dein Vater an, wenn ſichs um meine Ehr handelt!"

„Ah bah, hat ſchon manches Mädel ein unehelich Kind geboren; und hat ihrer Ehr nichts geſchadet."

„Franz, du wirſt es tun. In drei Monaten bin ich dein Weib oder tot!" —

Franz unterdrückte ein gezwungenes Lachen. „Schreib mir, ich laß dich nicht im Stich, ſchau, du biſt meine liebe Marie", er fing an zu flüſtern und umfaßte ſie feſter.

Dem Toni wards ſchwarz vor den Augen. War das eine Göttin. So ſich hinzugeben wie dieſe Metze an dieſen Bauernburſchen, der nichts hatte als einen dreiſten Mutterwitz und kraftvolle Muskeln. Und er! Nicht in Gedanken hatte er gewagt, dies Weib zu berühren — wie eine Heilige angebetet. Wenn er ſich bei einem ſinnlichen Gedanken in Beziehung zu ihr ertappt hatte, ſo erſchien er ſich wie ein ſacrilegiſcher Tempelräuber, der das Allerheiligſte entweiht hat.

Ja, er war nicht nur ein Krüppel, auch ein Narr, ein compleier Narr. Aber einen Entſchluß hatte er doch gefaßt und den hielt er feſt. — Die Beſtie war in ihm erwacht und je länger er ſie in Ketten gelegt hatte, deſto furchtbarer war nun ihre entfeſſelte Wut. Er ſtürzte auf ſeinen Rivalen, packte ihn mit der Kraft eines Panthers und warf ihn nieder. Der Burſche war nicht ſchwächlich; aber Ueberraſchung und Schreck hatten ihn gelähmt. Das Mädchen fing an zu ſchreien — er ſchüttelte ſie von ſich wie ein wütender Gaul ſeinen Reiter. Sie kamen zu Fall. Er kam oben zu liegen. Er kniete ſich auf die Bruſt des Burſchen. Er droſſelte weiter wie mit eiſernen Krallen. Das Aechzen des Burſchen ward ſchwächer und ſchwächer. Wol biß er um ſich, kratzte, ſchlug, ſtieß — aber für den Toni gabs keinen Schmerz und kein Hemmnis.

Endlich war er tot. Aber Toni wollte ſeiner Sache gewiß

sein. Er riß des Burschen Weste auf und griff ihm ans Herz. Tot und kalt. Er grinste: „den reparirt kein Uhrmacher mehr.“

Er stand auf, ließ sein Opfer liegen, wo es lag und rieb sich die Hände: „das hat der bucklige Toni gut gemacht“.

Am andern Tage stellte er sich selbst dem Richter und gestand alles.

Er habe nicht anders gekonnt, es sei über ihn gekommen wie eine Eingebung, er begreife es jetzt gar nicht mehr. Es sei ihm alles gleichgültig. In der Hauptverhandlung vor den Geschwornen gab er zu seiner Verteidigung an: Er habe die göttliche Gerechtigkeit, die mit Füßen getreten worden, wieder herstellen wollen.

Er sagte das ohne jede Frechheit und Pose. Es war ihm offenbar Ernst damit gewesen. Er ward wegen Totschlags zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Bald darauf ist er an den Folgen der ihm von seinem Opfer zugefügten Verletzungen gestorben. —

II.

Gedichte.

1.

Lucifer.

(Nach Stucks Gemälde.)

Und wieder vergebens! Vergebens!
Er hat geſiegt!
Umſonſt bot ich auf
die zahlloſen Schaaren
ſchmerzaufkeuchender Geiſter!
Er hat geſiegt! —
Doch mich nicht vernichtet!
Er kann den Zwieſpalt,
der die Schöpfung durchklüftet,
der ſein eigenes Weſen
längſt unterwühlt,
ſeit jener Stunde,
da Ich den Gehorſam
ſtolz ihm verweigert,
nimmer verſöhnen.
Die klaffende Wunde
des Widerſpruchs,
unheilvoller denn die ſieben Wunden,
die des Sohnes Leib am Kreuze erlitten,
er kann ſie nicht ſchließen!
Gott Sohn! Gott Vater! Gott heiliger Geiſt!
Beſiegt gedenk ich des Sieges! —

Lucifer ſprachs! Sein gelbes Auge
flammt durch der Hölle Finſterniß,
ein fahler Blitz erleuchtend der Seele
unergründbare Tiefe.
Und die Geiſter lauſchen
und beten ihn an
und harren des Sieges:
Lucifer, kommender Gott
rächender Gott der Verzweiflung!

2.

Gleiches Schickſal.

Du weinſt — und deine weiße Stirn
iſt gramdurchfurcht,
und du flüſterſt ins Ohr mir verſtört:
„Meiner Mutter Fluch
verfolgt mich ins Grab. —
Sie deuten auf mich
mit höhniſchem Finger,
Dirne nennen ſie mich.“
Soweit iſt's gekommen?
Sei ruhig, mein Kind,
und lehn dich an mich,
wir kennen die Welt!
Verachtet ich, verachtet du
in Staub getreten wir beide,
ſo paſſen wir trefflich zuſamm'!

3.

Der Sonne entgegen!

Zurück laß den Rauchdunſt
der qualmenden Stadt
der Sonne entgegen
dem heiligen Licht!

Es dampfen brodelnd
aus Höllenſchlünden,
es glühen empor
in Feuergarben
die Stätten der Arbeit,
des Elends und Reichtums.

Noch liegen in Feſſeln
der Rache Dämonen,
und harren der Stunde
die ſie befreit!
Laß ſie zurück!

Zurück laß die Mißgunſt,
den grimmigen Haß,
die Schlange Verläumdung,
die ziſcht unter Blumen
trügender Liebe.

Dem Vogel gleich,
dem reinſten Kinde
der fruchtbaren Erde,
bade im Aether
die krankende Seele.

Den frommen Dienſt,
den gläubige Prieſter
auf Parthiens Bergen
in heißem Gebete
zum ſonnigen Licht
andächtig geübt,
erneue ihn wieder!
Der Sonne entgegen
dem leuchtenden Lieb!

4.

An einen ſchiefgewachſenen Baum.

Mächtig wuchſeſt du eigenen Wuchs.
Aber des Parkes Beſitzer
haſſen die eigenwilligen Bäume
und die Säger müſſen des Stammes
mächtige Knorren emſig zerſchneiden.
Denn nur gerade, korrekte Bäume,
mathematiſch abgezirkelt,
dürfen prangen im Garten,
daß den Beſchauer ja nicht beleidige
die große Natur,
daß ihm überall ſtrahle
ſein Philiſterconterfei.

Anna Croissant-Rust.

1.

Gertraud.

Niemand ist auf dem Perron des kleinen Bahnhofes, als er aussteigt. Und es ist gut so. Es erleichtert ihn, wenn auch hier Keiner von ihm weiß. Er ist schon oft so gekommen, des Abends, in stürmischen Herbstnächten, im Winter. Immer hat das alte, einsame Haus seine Arme schützend um ihn gebreitet, ihn beruhigt in schweren Zeiten.

Er atmet auf, daß er endlich aus der Stadt ist, der Seelenschmerz, der auf ihm liegt und ihn zu Boden drückt, muß hier zur Ruhe kommen.

Schon der Gang durch die abendruhigen Wiesen thut ihm wohl. Die dämmerblauen Berge des bayerischen Waldes in der Ferne und das graue, alte, morsche Haus mit seinem ungefügklotzigen Bau auf dem Hügel vor ihm. So weit noch! Er ist ungeduldig, fiebernd es zu erreichen, die drängenden Bilder dort festzuhalten, sich in Stille zerquälen zu lassen.

Und doch mildert die Natur in ihrer ruhenden Pracht den Sturm, der ihn hieher vertrieb. Keiner jener traurigen Herbstabende ist es, die uns mit Augen eines Sterbenden anschauen, uns an's Herz greifen und verzagen machen.

Etwas Tröstendes, Mitleidiges, Mitfühlendes lag über den Wiesen mit ihrer bunten Skabiosenpracht, über dem Bergabhang in dem dichten Haidekleide mit braungrünem Moos durchwoben und rotglühenden Heidelbeerherbstbüschen besteckt. Weit weg von dem Fußweg zieht sich die Landstraße im Bogen durch die Felder, wie wenn kein Mensch, kein Fuhrwerk das graue, alte Haus droben auf dem Hügel erreichen könnte.

In leiſe zitternden Wellen wie in heißen Sommertagen zieht die Luft der Straße zu. Schüttelnde Birkenzweige am Weg, ſpärliches, niederes Gras, die zerbröckelnde Mauer im Fortſchreiten neben ihm, kühler Hauch von den Lindenbäumen und nun die Eichentüre — Ernſt Dietrich iſt am Ziel.

Wieder in dem verwilderten Garten mit den Aſternrabatten in dem feuchten, gähnenden Hausgang, und wieder packt ihn der alte Schauder, der ihn immer überfällt in dem grauen Hauſe, das ſo trotzig ſeinem Verfall entgegenſieht und das er mit einer ſchmerzlichen Trauer liebt.

Wieder ſein düſteres Zimmer, mit dem Epheugerank an den Fenſtern und dem weiten Blick in's Regental, die einzige wohnliche Stätte, das einzige Gelaß, das noch nicht ausgeraubt, iſt. Eſſen? — Nein, eſſen will er nicht. Der hinkende Bauer, der hier im Schloß Gärtner- und Küſterdienſte verſieht, zündet die Lampe an und geht.

Ernſt hat ſich auf den Divan geworfen Wirr und ſtürmiſch dringen die Bilder auf ihn ein, aus allen Ecken ſeines Zimmers kriechen ſie auf ihn zu, lauern ſie, werfen ſich auf ihn.

Die Vergangenheit wird wach und raunt im Schloße, drängt das Elend noch zurück, das ihn hergetrieben.

Was hat er hier nicht Alles durchkämpft, gelitten!

Den erſten ſchweren Schmerz des Kindes, als man ihn zwingen wollte, Offizier zu werden, ihn ſchon mit kindlichen Gliedern in die Form ſtecken, aus der er erwachſen, der Stolz der Eltern, hervorgehen ſollte.

Weil er ſchwächlich war, ein Träumer, ſollte er lernen, ſtark zu werden, vernünftig.

Aus Feigheit war er hierher geflohen in dies Haus, das ihm lieb war von ſchönen Sommertagen her und das er nun ſcheu, verſchüchtert aufſuchte. Er konnte es ihnen nicht ſagen, wenn ſie ſein Widerſtreben, ſeinen ſtillen, trotzigen Kummer nicht ſahen. Er wartete, wartete mit zitternder Angſt und doch verließ ihn nicht der Gedanke an ein weiteres Widerſtreben. Knechten ließ er ſich nicht.

Hier in dieſem Zimmer traf ihn ſeine Mutter, mit leidenſchaftlichen, halb wahnſinnigen Augen ſtarrte ſie ihn an. Dann zog ſie ihn wortlos zu ſeinem Vater hin. Wie ſie ihn packte!

Niederknieen hieß ſie ihn und um Verzeihung bitten, daß er ihnen ſolchen Kummer bereitet! So heiß fühlte er noch den großen Kinderſchmerz, fühlte die ſchlotternden Hände ſeines Vaters, ſah ſeine Augen in Thränen — — O, ſein alter, lieber Vater! Das Mitleid packte ihn, der Schmerz — ſein Vater! Schon als Kind hing er an ihm mit überreifem Fühlen. Er ahnte, daß er gedrückt war wie er ſelbſt von dem harten Willen der Mutter. Eine Art ſcheuer, unausgeſprochener Liebe war zwiſchen Beiden, die beim Sohn faſt krankhaft wurde durch die Unfähigkeit, eine Natur zu offenbaren. Er litt, wurde mißverſtanden, gewöhnte ſich ein ſtummes Widerſtreben an, aus Furcht durch lauten Streit mit der Mutter ſeinem alten Vater weh zu thun. Ein Ausweichen, Aufſchieben, eine gewiſſe Feigheit lag doch darin.

Und ſo blieb es. Jeder Widerſtand, jedes offene, brutale Ausſprechen that Ernſt weh, lieber ging er. Und dann brachte ihn Niemand mehr dazu von ſeinem Willen abzulaſſen.

So war das alte Haus ſeine Zuflucht geworden. Hier genas er gewiſſermaſſen von den Wunden, die ſie ihm drinnen beigebracht.

Von hier aus ſchrieb er an ſeine Mutter. Verſuchte ihr ſeine erbitterte, vergrämte Jugend zu ſchildern, ſein Leben zu Hauſe mit Menſchen, die ihn nicht verſtanden, ſein Ringen nach Verſtändnis, ſeine ganze unterdrückte Natur — — Er kannte ihre Briefe mit der ſteilen, kantigen Schrift, kurz, höhnend. Jetzt noch konnte er keinen ohne Erregung öffnen.

Der letzte hatte ihn im Frühjahr hier getroffen, als er gekommen war überreizt, krank, zerrieben von dem immerwährenden Kampfe mit ſtarren Vorurteilen und hartem, knöchernem Willen.

Beamter ſollte er werden, Carrière machen, den zerrütteten Vermögensverhältniſſen aufhelfen, es war ſeine Pflicht!

Aber er ward Schriftſteller, vom grauen, alten Hauſe aus ſchickte er ſeine erſten Novellen fort — —

Und nun? Was war jetzt? Konnte er ſich beſinnen? — Sein Vater! — Gertraud! — Gertraud! Ein raſender Wirbeltanz des Schmerzes ſtürmte auf ihn ein. Aechzend ſank er zurück.

Wie war es, wie iſt es, wie war es gekommen? —

Sein Vater, ſein armer, kranker Vater — — helfen ſollte er, ihm helfen, ſich verkaufen an ein Mädchen, das er nie geſehen!

Wie ſollte er ſonſt Hilfe bringen können?

Gemartert iſt er von ſeinen Gedanken, von den qualvollen Nächten am Bett des Kranken durchwacht, der litt ohne Klage, und der Nichts von ihm verlangte. Nur ſeine Hand hatte er einmal mitleidig gefaßt. Kannte er ſeinen Seelenſchmerz? Sah er, wie er ſich verzehrte?

Nein, nein! Es mußte ſein. Er konnte ihn nicht leiden ſehen. Im Alter noch ein Leben voll Kümmerniſſen und Sorgen und er — —

„Gertraud!“ —

Wie ein Wutſchrei war's.

Die Verzweiflung krallte ihn.

Er riß das Fenſter auf.

Groß, rotglühend hing der Vollmond am Himmel, ſo nieder, wie wenn er jeden Augenblick in's Thal fallen wollte. Aus der Niederung ſtahlen ſich dünne, feine Dünſte, ſchlüpften an den welligen Bergen hin und blieben in langen, grauen, öden Streifen haften. In einzelnen Gehöften ſchimmerte Licht, drunten über der Wieſe, am Wald droben, verſtreut auf den Bergen, immer mehr entzündeten ſich, wie ein langſamer Irrlichtertanz, eine Laterne mit hüpfendem Lichtlein ſchwankte auf der Straße — — — ein unruhiges Bild.

Abermals wirft ſich Ernſt auf den Divan. Fiebernd, von Schluchzen geſchüttelt. Mit den Zähnen verbeißt er ſich tief in die Kiſſen, damit er nicht laut aufſchreit. Er kann nicht, nein er kann nicht. Gertraud! —

Von ihr laſſen, ſie nie, nie mehr ſehen?

Er ſtöhnte.

Ihr Geſicht mit ſeiner berückenden Leidenſchaftlichkeit tauchte vor ihm auf, in Sehnſucht ſuchte ihr Mund den ſeinen, ſeine Arme umſchloßen ſie wie ſo oft in ihrem kleinen Zimmer, ihren Atem hörte, fühlte er, eine raſende Sehnſucht war in ihm erwacht, ſein Kopf, ſein Herz hämmerte, Nichts mehr von Allem! zu ihr!

Wieder in die ernſten Augen ſehen, die ihn ſo ſchalkhaft narren konnten, ſeinen Kopf in ihren Schoß legen, küſſen, küſſen und vergeſſen, ſein verdorrtes Herz dürſtete, ſchrie nach Liebe, und er meinte vergeſſen zu können! — — — —

Da ſieht er wieder den Kranken vor ſich — ſein armes freudloſes Daſein, — ſein elendes Leben — — taucht die Kranken-

ſtube vor ihm auf, ſcheinen die müden Augen des Greiſes von ihm zu verlangen, ihn zu mahnen.

Er hat die Pflicht ihm zu helfen. Die Pflicht? — Hat er nicht andere Pflichten? Er ſetzt ſich auf, wirr, verſtört.

Muß er nicht für das Kind — —?

Soll er wie ein Schurke — —?

Ihren trotzig entſchloſſenen Mund glaubt er zu ſehen, ihre graudunklen Augen: „Du mußt heiraten, ſagſt du, aber du kannſt mich auch nicht laſſen, alſo ſoll ich wohl deine Maitreſſe bleiben?"

Er mußte ſie haſſen in dem Augenblick, ſtärker war ſie, beſtimmter wie er, ihm überlegen.

„Und das Kind, Ernſt, was ſoll mit ihm, wenn es geboren?"

Was ſoll mit ihm? — — —

Ganz nahe war ſie ihm getreten, ſie ſchüttelte ſeinen Arm: „Nehmt Euch in Acht! — — Arbeiten will ich mit dir, auf der Straße betteln, wenn es ſein muß, aber ohne dich — — treibe mich nicht zum Aeußerſten. Willſt du mich allein laſſen?"

Erſchreckt hatten ihn die leidenſchaftlichen Worte, ihr Droheu, der Haß gegen die Seinen und doch — —

Er fürchtete ſich ordentlich vor einem neuen Ausbruch ſeines Schmerzes, in die Kiſſen vergrub er ſich. Nimmer an ſie denken, nimmer, nimmer. — Es mußte ſein. Sie muß geopfert werden.

Wochenlang hatte er das Elend zu Hauſe geſehen und ſich in ein Entſagen hineingelogen.

Ganz ruhig war es in ihm geworden. Er hatte ihr ein letztesmal geſchrieben, aber ihre Briefe nicht mehr geleſen, nicht mehr beantwortet.

Er ſah ſie nicht.

Tot war es in ihm.

Nicht tot, in einſamen Nächten wachte die Sehnſucht auf, leiſe, leiſe, mit Katzentritten kam ſie auf ihn zu — — ſchüttelte ihn — —

Fort, fort, ſtark werden.

Vergeſſen.

Sie vergeſſen?

Er ſtierte vor ſich hin.

Immer wieder dies Drehen im Kreiſe, das nie endete.

Der Kranke, die Fremde, an die er ſich verkaufen mußte, Gertraud, das Kind — — er konnte nicht. Aber es mußte ſein. Wollte ihn das Mitleid und die Pflicht ſtark machen, ſo warfen ihn Liebe und Sehnſucht wieder nieder. Kein Ausweg.

Wenn er nur ſchlafen könnte! So zerſchlagen und zerquält wie er iſt. Verwirrt, unfähig zu denken — — er löſcht die Lampe. Still iſt's in dem grauen Hauſe. In der Ferne heulen ein paar Hofhunde, dann ſchlägt die Uhr der Schloßkapelle elf.

Ernſt's Zimmer liegt neben der Kapelle und zwar ſo, daß ein großes Spitzbogenfenſter, dem Kircheninnern zu, eingelaſſen iſt, und man das kleine Bethaus mit den braunen Stühlen, den alten Grabtafeln und Bildern überſehen kann.

Das Mondlicht ſchaut zu den Buntſcheiben herein und kriecht in breiten, gegitterten Streifen auf den Steinfliſen des Kreuzganges. Das Geflimmer des ewigen Lichtes wirft einen rötlichen Schein in Ernſt's Stube.

Keiner der Seinen hatte je dies Zimmer bewohnt, ſie alle ſcheuten ſich, nur Ernſt liebte es ſchon als Kind mit gruslicher Ehrfurcht. Die letzten Möbelſtücke, vor dem Verkauf gerettet, ſchleppte er hieher, ſpann ſich da in ſeine Träume ein, las, arbeitete.

Gegen ein Uhr wurde Ernſt wach. Totmüd, erſchreckt. Was war's?

Das rote Flirren — — von der Kapelle — — ſein Zimmer im alten Haus. Der Schmerz kroch leiſe an ihm hinauf, packte ihn: „Gertraud!"

Vorwürfe, Anklagen waren mit ihm wach geworden. Er hatte ſie im Traum geſehen, zerlumpt, verhöhnt von den Menſchen mit ihrem Kind im Arm. Sie wollte auf ihn zu, ihn bitten, aber er lief fort, ſchämte ſich, lief bis er zuſammenbrach.

„Nehmt Euch in Acht!" — — —

„Treibe mich nicht zum Aeußerſten."

Ganz deutlich hörte er es wieder, ſah ſie vergrämt in ihrem verlaſſenen Zimmer, ohne Arbeit, ohne Geld, im Bangen vor der Zukunft mit dem Kinde — — wie konnte ſie bei den Leuten arbeiten, wenn ſie das Kind hatte? Und keine Eltern, keine Freunde, ganz allein, nur ihn.

Was würde ſie thun? Ihr Drohen — ?

Ihn ſchauderte.

Er war ein Schurke, wenn er ſie verließ.

Aber war er nicht ein Schurke, wenn er ſeinen Vater verließ? Nein, nein, nie durfte er das. Wieder war er ſchwach geworden. Er will nimmer an ſie denken, er will, er will nicht, es darf nicht ſein.

Er muß leſen, um die Nacht herumzubringen, die ihm immer wieder ihr Bild zeigt.

Dort auf dem Schrank das dicke Buch, wie oft hat er's als Kind mit Grauen mit fieberndem Kopf geleſen! Die Chronik von Cham.

Blut und Krieg und Gräuelthaten, Feuer und Verwüſtungen, das ganze Buch war mit Blut getränkt, Verzweiflungsſchreie und Verwünſchungen quollen daraus hervor. Im Fieber blättert er.

Da, zuletzt — ein Fröſteln überläuft ihn, er will das nicht leſen, dunkel erinnert er ſich daran, als Knabe las er es — eine ſcheue, fürchtende, drängende Neugier zwingt ihn.

„1650 über Franziska Liebel, Tagwerkerstochter von Cham, das peinlich Halsgericht geſeſſen. Rea iſt ein gewachſenes, trunkenes Dirnlein, nit 23 Jahre alt, gleichwohl eine arge Böſewichtin. Herr Kammerer Kuttner inquiriret, ob ſie ſich nit ſchäme? Illa. rührt den Kopf und weinet. Hic. und wie ſie heiße? Illa heiße Franziska Lieblin. H. er wiſſe es leider Gottes und hätte ſich gleich zu Anfangs von ihr nichts Beſſeres verhoffet, und ob ſie nicht wüßte, daß ſie als ein klein Dirndlein ſeinem Eliſabethlein ihren Puppen um's Maul geſchlagen habe? J. weinet. H. ob ſie auch nit wüßte, daß ſie vor 3 Jahren, da ſie in Blunderndorf dem ehrbaren Herrn Schulmeiſter in den Weg kam, ihren Kittel gelupfet habe? Illa weinet. H. ob ſie wiſſend ſei, was denen Kindleinsmörderiſchen bevorſtünde? Illa zitternde, hört das Flennen auf. H. Warum ſie jetzt den Kittel nit lupfete? J. weinet. H. Was ſie ihrem armen Würmlein gethan? J. weinet hätte es eine Weillang unter Waſſer gehalten. H. Ob ihr das elendige Würmlein nit erbarmet? J. hätt' ihr gleich recht erbarmet, hab' es an ihr Herz gedrückt, geküſſet und hab es wieder lebendig machen wollen, (weinet.) H. Aus was Urſach ſie ſolches gethan? J. Weil ſie geſehen, daß Herr Hacker ſich von ihr wegleugnen und es nit ſein wolle. H. Ob die unverſchämte

Hure noch fortfahre, dieſen ehrbaren Herrn für ihren Buhlen zu verlügen? J. Am jüngſten Tag werde es aufkommen. H. Es ſei ſchon aufkommen, daß ſie ein ſchlechtes Menſch ſei. Warum ſie denn das elendige Würmlein in den Regen geworfen, wenn ſie es wieder hab lebendig machen wollen? J. Hätte ihr klein Brüderlein zum Herrn Hacker geſchicket, und der hab ihrem Brüderlein eine ſteife Maultaſche geſteckt; auch habe ihr Kindlein dem Herrn Hacker ſo gleichgeſehen, weinet. H. Ob es ſich etwa noch gerühret habe? J. weinet, o ja, hätte ſich in allweg noch gerühret. H. hier ſehe jeder die vermaledeite Böſewichtin und ſtimme in allweg dem Akte bei, daß die Franziska Lieblin, wegen ihres begangenen Kindleinsmordes nach laut Carolina der kurfürſtlichen Maleſizordnung und gemeinem kaiſerlichen Recht mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet werden ſollt" . . . . . .

. . . . . .

Gierig hatte Ernſt geleſen, mit verhaltenem Atem. Nun ſank ihm der Kopf auf die Arme und ein ſchmerzliches Weinen überkam ihn.

Der ſo lang zurückgedrängte, große Schmerz, die Liebe, die Sehnſucht brachen durch mit aller Macht, Befreiung, Stärke bringend.

Er ſollte zum Schurken werden an ihr?

Seine ächte, wahre Liebe galt ihr, ſeine Pflicht ihr, ihr und dem Kinde.

Konnte denn ſein Vater glücklich ſein, wußte er ihn verkauft? Konnte er den Sohn leiden ſehen und zufrieden ſein? — Lud er ihm dann nicht noch ſchwerere Sorgen auf?

Nein, und tauſendmal nein, nicht er hatte die heiligſten Rechte. Das Kind hatte ſie, die Mutter. Die Kommenden, nicht der Abſterbende. Sie hatten noch ein Leben vor ſich, der Vater eine Spanne Zeit. Sollte er drei Leben vernichten um eines verlöſchenden willen?

Arbeiten wollte er, arbeiten mit all ſeiner Kraft und dann geben, lieber darbte er, aber mit ihr.

„Betteln, wenn es ſein muß" — — niederknieen hätte er mögen vor Gertraud, in Thränen ihre Füße küſſen — — was hatte er gethan? Ein Elender war er, zu was hätte er ſie bringen können? —

„Willſt Du mich allein laſſen?“

Nein, nein, nie mehr. Zu ihr drängt's ihn hin. Zurückrufen möchte er all ihre kummervollen Tage, die Nächte in Schmerzen durchwacht! So ſchuldig fühlt er ſich, ſo voll Reue! Aber es iſt ſchon ein ſtilles, ſtilles, ſcheues Jauchzen in ſeinem wehen Herzen, die Ungeduld rüttelt ihn auf. Wenn der Morgen käme!

Langſam kriecht der Mondſtrahl über die Altarſtufen, über die Spitzentücher, das Bild — — endlich ſtiehlt er ſich fort, und nur das rothe, tröſtende Flirren des ewigen Lichtes leuchtet aus dem Morgengrauen der Kapelle.

Zu ihr, zu ihr! Fort aus dem grauen Hauſe und vergeſſen, was er ihr dort in Gedanken, in Wollen gethan. Stark werden bei ihr, glücklich. Sie verſtand ihn, ſie kannte ſeinen Eigenſinn der Schwäche, wie er ſie liebte, erſehnte! Immer, immer ihr Bild vor Augen und die drängende Sehnſucht im Herzen.

Und Keiner ſollte ihn mehr irre machen, er blieb bei ihr. —

Kühler Hauch von den Lindenbäumen, die zerbröckelnde Mauer im Fortſchreiten neben ihm, ſpärliches, niederes Gras, ſchüttelnde Birkenzweige am Weg.

Und der erſte Schein im Oſten, thautruntene Wieſen, die dämmerblauen Berge des bayriſchen Waldes, in der Ferne der Pfiff der Eiſenbahn. — — —

Ein Jubeln und Sehnen iſt in ihm, eine treibende, drängende, ſchmerzliche Ungeduld. — —

Niemand iſt auf dem Perron des kleinen Bahnhofes als er einſteigt. — Und es iſt gut ſo. — —

II.

Sommer.

Ohne Baum, ohne Strauch, nackt kriecht die gelbweiße Straße zwiſchen den Wieſen hin. Mit einem tiefen Seufzer haucht ſie all die Hitze des Tages aus. Gebückt, nieder ſchleicht ſie zwiſchen den Grasböſchungen in die Berge. Kein Wind, keine Wolke, die Sonne im Sinken. Ein Gehöft liegt todt in den Obſtbäumen.

Ein Karren, mit Leinwand überſpannt, hält vor dem Hauſe. — — Kein Ton, keine Antwort, Niemand, der öffnet.

Und der magere Klepper ſchleppt ſeine Laſt wieder weiter. Langſam, müde, die ſtaubige Straße entlang.

Drinnen im Wagen liegt ein krankes Weib. Die Haare hängen ihr wirr und ſchmutzig zu beiden Seiten des Geſichtes herab. Sie glüht, fiebert, redet irre. Tappt mit zitternden Händen nach dem kleinen Kinde, fährt auf, lallt.

Das Kind ſpielt und lacht, verſucht der Mutter das Bruſttuch herunterzuzerren und ruft ihren Namen. Wenn der Wagen ſtößt, fällt die Kleine auf die Seite, in's Stroh, auf den Leib der Mutter, auf ihre Füße. Dann jauchzt ſie laut auf, zieht an den ſchwarzen Haaren der Kranken und reißt ihr mit dünnen, ſpitzen Fingerchen an den Augendeckeln, damit ſie nicht immer ſchlafe.

Neben dem Karren trottet der Mann, beſtaubt, mager, den Kopf geſenkt. Er und der Klepper, ſie werden immer langſamer, immer müder, der Wagen ſcheint faſt ſtill zu ſtehen, kaum daß er Staub aufwirbelt.

Weit drüben auf der Wieſe wenden Männer und Weiber Heu. Ein ſchwacher ſüßbitterer Geruch ſtiehlt ſich bis zur Straße her.

Der Mann ſieht auf, murmelt einen Fluch zwiſchen den Zähnen und ſchlägt auf den Klepper ein, daß er erſchreckt dem Karren einen

Ruck gibt. Wie das Kind ſchreit vor Vergnügen! Auf Händen und Füßen kriecht es nach vorne und ſchaut mit lachenden ſchwarzen Augen nach dem Vater.

Die Mäher drüben ſtützen ſich auf ihre Rechen. Mit aufgeſtemmtem Arme ſehen die Weiber dem Gefährt nach, ihre weiß und rothen Kopftücher leuchten über die grüne Wieſe. Dann reichen ſie ſich den Krug und trinken. Geſundheit, Friſche, liegt in ihren Geſichtern, ihren Bewegungen, Behagen klingt aus ihrem Lachen.

„Packelwaar'!"

Die humpeln weiter auf der weißen, öden, einſamen Straße, in den Abend, in die Berge hinein.

M. G. Conrad.

I.

Jenſeits.

Novelliſtiſche Seelenſtudie.

Vollkommen in der Ordnung. Es gab gar nichts Natürlicheres. Der beſte Kopf hätte keinen richtigeren Abſchluß zu erſinnen vermocht. Auch war neue Gefahr im Verzuge. Der letzte Betrug wäre ärger geworden, als der erſte. Eine ſolche Unheilſtifterin.

Sie mußte ſterben. Dann war's vorüber. Und es war vorüber, wenige Tage vor ihrem dreißigſten Geburtsfeſt.

Und durch ihn, nur durch ihn, kein zweiter Menſch auf der Welt hatte ein ſo heiliges, unbezweifelbares Recht darauf, ſie von der Tafel des Lebens wegzuwiſchen.

Mit einem Druck des Daumens, zuerſt ſuchend, ſtreichend, wie liebkoſend, hinter dem Ohr herab, am Hals herein gegen den Kehlkopf.

Das ging wie über weichen, warmen, lichtbraunen Sammet. Es gab keine wunderbarere Haut, ohne eine Spur von Runzel oder Rille, und ſo durchfühlend das heiße, reiche Blutleben, in einem ſo gleichmäßigen Takt der Kraft, der kaum bezähmbaren, vor keinem Widerſtand ſtutzenden. Dazu eine Sicherheit des Lebensbewußtſeins, ein Gefühl der Unüberwindlichkeit und Unzerſtörbarkeit in jedem Blutkügelchen, eine tanzende, wirbelnde Luſt in jedem Atom dieſes geſchmeidigen, biegſamen Leibes — und im Erſcheinungsbild der Welt gegenüber dieſe Harmonie, dieſe Ausgeglichenheit, dieſer Rhythmus, dieſer verhaltene Atem der Leidenſchaft. Niemals hatte eine frechere Seele ſich eine idealere Hülle gebaut.

Und weil dieſe Frechheit nimmer zu bändigen und nicht länger zu ertragen war, mußte Alles zum Teufel fahren. Das war die

Freiheit. Anders war's ganz unmöglich, jemals noch auf der Welt eine gute, ungeſtörte Minute zu haben.

Mit dem einzigen Druck des Daumens waren alle Feſſeln geſprengt, alle Ketten fielen klirrend ab. Die Welt war wieder möglich, das Leben geſund, das Daſein geheiligt.

Mit dieſem Druck.

So.

Nein, ein zweites Mal war das freilich nicht nachzumachen. Unerhörte Anſtrengung. So alle Kraft auf dieſen Punkt zu ſammeln und blitzartig auszulöſen, daß es wie eine Betäubung zurückſchlug auf den ganzen Leib, und wie eine Lähmung im Gehirn, und wie ein Bruch aller Glieder.

Dann ein Taumel, ein Rauſch, aber dahinein ſchon die deutlichſte Wahrnehmung, jedoch das Nächſte wie aus weiter Ferne, der Laut wie vom Telephon hergetragen, das Bild wie durch das umgekehrte Opernglas geſehen, fabelhaft ſcharf und hell in der Verkleinerung des Entrücktſeins. Ganz wunderbar. Es ſpielte ſich vor den Füßen ab, war mit der Hand zu erreichen, und doch wie eine Viſion aus dem Jenſeits. Und dieſe Prägungsgewalt, daß nicht der allerfeinſte Strich zu verwiſchen, ins Gedächtnis gebannt wie mit der Nadel in eine Kupferplatte radiert.

Erſt kollerte der Leib nach einem jähen Abſturz wie eine kugelige Maſſe die Böſchung hinab mit den knirſchenden Begleittönen des ſpringenden, rutſchenden, rinnenden Gerölls, dann auf eine Felskante aufſchlagend, ſich ſtreckend, im Nu wieder hinausgeſchnellt in die Luft, dann mit einem Platſch ins ſtillfließende, im ſanften Mondlicht glitzernde Waſſer der Iſar. Verſchwunden nach zwei-, dreimaligem Aufrecken in hügeliger Rundung über dem Flußſpiegel, verſchwunden in dem dicken Schatten, den die Ruine der alten Raubritterburg am jenſeitigen Ufer über Wald und Waſſer in ſcharfer Zackung wirft. Aber der Blick nach, immer nach, mit furchtbar wachſender Sehkraft, ſchnell und tief und doch darüberſchwebend wie von einem Stern herab, dann voraus wie wegweiſend und bahnziehend im Waſſer, den ſchwimmenden Körper wie an einer magnetiſchen Leitung. Hier der ſchwindelnd hochgeſpannte Eiſenbahn-Viadukt von Großheſſelohe, jetzt unten hindurch zwiſchen den weiten, ſchlanken Pfeilern, an denen

die jagenden Wellen ſingend vorbeiziehen mit ihrer toten Laſt, jetzt in immer tolleren Stürzen in Thalkirchen, jetzt in München, hart an der Auenſtraße vorüber, unter überhängenden Weiden, jetzt in flüchtendem Schuß durch zwei, drei Brücken, durch, durch — Es wird doch nicht? Nur kein Haſten, kein Halten! Weiter, weiter, ſchöne Leiche, ſpute dich, Eilgut der Ewigkeit, ſchneller, ſchneller, ſchneller . .

Die wunderbare Nacht, die Weite, die Ferne, die Höhe, die unermeßliche Freiheit im hohlen Weltraum, ein grenzenloſes Ausſchwingen der erlöſten Seele, ein Traum im Licht, ein Geiſtertanz im Verſchweben, Verwehen —

„Pack' ihn am Kragen, Kreuzdonnerwetter!"

Der Hallodri mußte nach. Er gehörte zu ihr. Seine Zeugſchaft als Ueberlebender? Nein, fort damit.

Und der Kopf ſchlug hart auf am Steinſockel des hochragenden hölzernen, moosüberwachſenen Chriſtusbildes am Rain, knapp an der ſteilen Abfallſtelle. Dahinter der Feldweg, der einſame. Dann der Wald, der ſtumme.

Sie waren den Feldweg hergekommen, aus der Richtung von Pullach oder Höllriegelskreut. Ganz geräuſchlos auf dem Fahrrad, mit dem gelben Lichttupfen der Laterne voraus. Der Eine mit der Guitarre auf dem Rücken, darin der klagende Nachtwind —

Der Hallodri!

Der Bettelmuſikant!

Tags vorher hatte er noch mit ihm an der Künſtlerfeier im Buchenwald von Großheſſelohe teilgenommen, die gemeinſamen italieniſchen Reiſeerinnerungen aufgefriſcht, das neapolitaniſche Ciccuzza-Lied in tollſter Laune geſungen — ach, wie der Beſte ſich vergißt und ſeine Lippen an beſudelte Kelche ſetzt! Daß ſie einſt zuſammen an reinen Quellen getrunken, in duldſamer Jugend und ſtudentiſchem Wanderburſchentum, rechtfertigt keine ſpätere Unreinheit und wäre der Anlaß noch ſo feſtlich. Aber das war Schickſalsbeſchluß, damit ſich dem Anfang ein Ende füge, ein unwiderrufliches.

Core a mamma, non vedennome
Va va trova che farrà,
Non vedennome, non sentennome,
La Ciccuzza morarrà —

Und Magdalena ſchleuderte das Glas nach ſeinem Kopfe, plötzlich, unvermittelt, ins Singen hinein, und ſchrie:

„Nein, nein, nein, die Ciccuzza non morarrà, ſie ergiebt ſich, aber ſie ſtirbt nicht. Verſtanden? Sie ergiebt ſich wem und wie und ſo oft ſie will — ein freies Himmelsgeſchenk! Pfui, Ihr ſchmutzigen Moralkäſewürmer, Ihr Tugendmaden!“ Und ihr ſchlanker Leib wirbelte wie eine Windsbraut, ihr Mund ſchäumte .... Die Raſende! Die Teufelin! „Packt ihn am Kragen, Kreuzdonnerwetter!“ ertönte ihr Feldgeſchrei. „Packt ihn am Kragen, den Lauskerl!“ Wie ein Schauder gings durch den nächtig feierlichen, erhaben ragenden Wald bei dieſem unfaßbar gemeinen Schimpfwort. Und aus dieſem Mund! Und an dieſen Mann, den ſie vor Stunden in unerhörtem Liebeswonnentaumel ihren Gott geprieſen und ſich ſeine ſeligſte Kreatur. Unwiderruflich — und die furchtbarſte Szene war unabwendbar. Nie hat eine ſchönere Nacht eine grauenvollere Entheiligung erfahren. Nach dieſem Auftritt konnte das Chaos hereinbrechen. Die Schöpfung konnte ſich ſelbſt verſchlingen, es war nichts Lebenswertes mehr in ihr. Mit ſolchem Seelenſpott war nicht mehr fortzuhauſen. Ein Ideal, das ſich ſelbſt beſpeit, ein Ideal, das Purzelbäume im Kehrichthaufen ſchlägt. Das war das Ende. Vielleicht iſt nichts an der Keuſchheit und Treue, vielleicht iſt nichts an Gott — aber die Liebe kann nicht atmen ohne Glaube an Keuſchheit und Treue, die Seele nicht leben ohne Glaube an Gott.

Sie hatte ſich das Urteil ſelbſt geſprochen, den Stab über ſich ſelbſt gebrochen. Nur die Vollſtreckung gieng über ihre eigene Kraft. Nicht mehr die Liebe, nur die Barmherzigkeit konnte ihr das fehlende Reſtchen Kraft leihen. Die Frage, wem das Recht, dieſe Barmherzigkeit zu üben? ließ nur eine Antwort zu: Dem, der die Miſſethat erduldete. So konnte ſich die Tugend des Leids im Mitleid in ſich ſelbſt vollenden.

Vollkommen in der Ordnung. Es gab nichts Natürlicheres. Der beſte Kopf hätte keinen richtigeren Abſchluß zu erſinnen vermocht.

Und der Hallodri mußte nach, der Bettelmuſikant. Er ſoll hinter ihr her ſein in Ewigkeit und ſeiner Gewalt über ſie Luſt haben, bis er allen Genuſſes überſatt. Warum kam er des Wegs daher, auf dem Rad, mitten in der Nacht, mit ſeinem Kumpan, dem

malenden Liedrian? Ja, dessen Zeugschaft vor Gericht, dieser letzte Tropfen Gemeinheit und Größenwahn der mitwissenden Falschtugend! Das war der Höhepunkt von nahezu überwältigender Komik. Zugesehen haben, wie der Hallodri-Freund erschlagen ward! Reißaus genommen haben, um die Häscher zu wecken! Der gemeinste Schuft ein Werkzeug des Himmels — ach, welchen Himmels — daß die That nicht unentdeckt bleibe! Die That, wo es Thaten waren, und die letzte in der Kette der unbedeutendste Ring! Am Sockel des Feldkreuzes, zu Füßen des gemarterten Heilandes, den unnützen Schädel des Bettelmusikanten zerschmettert, beseitigt den Ueberflüssigsten aller Ueberflüssigen, damit ein wenig Raum werde für die Notwendigen in der Enge des Lebens! Und von der Magdalena wäre keine Rede gewesen vor den weisen Richtern, hätte nicht der Thäter selbst seiner verborgenen That den Mund geöffnet, daß sie sich ihrer Natürlichkeit und Freiheit rühme, — nur von dem Hallodri auf dem stählernen Fahrrad, mit der bierverwaschenen Guitarre auf dem Rücken, darin der klagende Nachtwind die Kehrreime sang der Bettelmusikantenfahrt auf den steilen Waldhöhen der Isar!

* * *

Nein, davon sollte kein irdisches Ohr vernehmen, wie er Gewalt gewonnen über Magdalena, das wunderbarste und schönste und süßeste Weib unter dem Monde, und wie er die Gewalt wieder verloren über Magdalena, die häßlichste und verworfenste und unbeschreiblich leidbringende Seele unter der Sonne. Der Hallodri der Sieger, der Bettelmusikant der Nutznießer — und dann, Schmach über Schmach, er selbst wieder der Nachgenießer dieses Nutznießers, der Lakai im Bette des Souveräns, der Buhler-Knecht der Königin von aller Laster und Verworfenheit Gnaden. Und dann die Katastrophe, die Erlösung, das gute Ende.

Sich selber kaum mochte er die unheilvolle Geschichte in kurzen Andeutungen und zeitlicher Folge in die eigene Seele flüstern — es ist gar nicht so lange her. Jetzt freilich, nachdem sich das bürgerliche Gericht eingemischt mit den Folterwerkzeugen seiner Anklagen, Verhöre, Protokolle, Paragraphen, Beweise und Gegenbeweise, Gutachten und dem ganzen Apparat einer seelenlosen geschäftsmäßigen Rechtspflege; jetzt freilich, wo sein lebenstürzendes, größtes und

intimſtes Ereignis zu einem öffentlichen Schauſtück für den Gerichtsſaal, zu einem Probierſtück für die Pfiffigkeit der Beamten, Juriſten, Mediziner, bis herab auf Reporter- und Zeitungsleſer-Witz, entweiht und verzerrt worden war — o, jetzt freilich konnte er als der einzige und beſte Mitwiſſer dieſes Erlebniſſes ſich ſelber davon erzählen. Und das war ſeine Genugthuung: Nichts haben ſie herausgebracht, Nichts begriffen von dem inneren Mechanismus dieſes feinen Seelenſtücks, grob waren ihre Finger, mit denen ſie ſo eingebildet gewandt an dem wirr und doch ſo kunſtvoll verſchlungenen Knoten der Geſchehniſſe herumneſtelten, ſtumpf ihre Werkzeuge, die ihnen tauſendjähriger juriſtiſcher und mediziniſcher Scharfſinn zugerichtet und mit denen ſie doch kaum die Haut der Dinge zu ritzen vermochten.

Ihm, dem Muſiker, gegenüber, der die Harmonie der Sphären vernimmt und mit dem Spektrum ſeines wunderbaren Gehörnervs bis in die Urtöne und in alle Uebergänge, Lautſchattierungen und Schwebungen zerlegt und wieder ſammelt und mit dem Bande des hehren Kunſtgeiſtes verknüpft, ſtanden ſie nicht da wie Krüppel des Gehörs, die ſtatt der Muſik nur Geräuſche vernehmen, denen ſie mit den angelernten Formeln des Generalbaſſes, der Harmonielehre und Rhythmik beizukommen trachten? Die erſt Ziffern und Noten und Inſtrumente mit den Augen abtaſten mußten, bevor ſie überhaupt von akuſtiſcher Wirkung etwas klanglich und muſikaliſch Faßbares ins Ohr bekamen, zu welchem dann ihr Verſtand herankroch, ohne den Hellblick des Gefühls, ohne den Empfindungsſteigerer der Phantaſie, ein Blinder, der einem Lahmen die Wege weist?

Ihm, dem aus allen Schulſätteln geſprungenen Medizin-Exſtudenten gegenüber, der ihren rohen Viviſektionspraktiken einſt mit Schaudern den Rücken kehrte, ſtanden ſie nicht da wie vorſündfluthliche Ungethüme in Rhinozeroshäuten und Schuppenpanzern, mit ihrer Gelahrtheit und Tradition, mit ihrem Theorien-Hokuspokus und anmaßlichen Erkenntnis-Schwindel, der ſich ſelbſtgefällig den blauen Dunſt vormacht, endlich in die innerſte Wunderwelt der Natur hinabgeſtiegen zu ſein und mit Chemikalien, Meſſern und Zangen ihr das letzte Geheimnis des Lebens abgezwungen zu haben? Wie Inſulaner aus dem dunkelſten Weltteil, die unter den Trümmern eines geſtrandeten Schiffes am Geſtade einen koſtbaren Chronometer

finden und, um hinter das Geheimnis seines Wesens und Zweckes zu kommen, mit Kieseln das Gehäuse zerschlagen, mit den Zähnen das feine Räderwerk zerbeißen, mit der Nase und der Zunge das Zäpfchen beriechen und beschmecken, an dem einst ein einziges Tröpfchen Oel gehangen?

Sie alle, die armen Schächer der Wissenschaft und Kunst, die sich von ihrem Marterkreuz hinüberträumen ins lichte Reich der Erkenntnis und Empfindung, was haben sie ihm geraubt? Neue Thorheiten zu ihren alten, einige Sandkörnchen mehr auf den Chimborasso ihrer Anmaßung, ein Strohhalm mehr zur Stütze ihres mörderisch wackeligen Autoritätsbaues — das ist ihre ganze Beute. Und was haben sie ihm dafür bereitet? Wirrnis und Ekel, von denen er mit Schmerzen sich losringen muß, um seiner selbst wieder sicher und froh zu werden; Unkraut haben sie rings um ihn gepflanzt, in hohen Büschen und Stauden, das er ausjäten und roden muß, ein dumpfes Dickicht, das ihm Luft und Licht und Aussicht benimmt und alle Schöpferfreude.

Einen Häftling wollten sie sich aus ihm machen, einen Eingemauerten, ein Schalentier, dem sie den Kopf abschlagen, wenn ihre Stunde gekommen? Ja, das sollte ihrer Schwachheit glücken! Seit sie Scheidewände zwischen ihm und der Menschheit da draußen aufgerichtet, seit sie Cyklopenmauern um seine Einsamkeit gebaut, o, wie hat er an Herrlichkeit gewonnen in seiner Seele, welcher Aufschwünge erlabt sich sein Geist, wie kreist er über ihnen, ihrer Beschränktheit spottend! Und einen Kerkermeister haben sie ihm zum Wächter gesetzt? Er hat ihn sich umgeschaffen zum kurzweiligen Objekt seines Studiums, zum seltenen und darum erträglichen und wünschenswerten Spielgenossen flüchtiger Augenblicke! Tritt er herein mit der klirrenden Musik seiner Schlüssel, und dem Rasseln und Knirschen der Riegel und Ketten, wünschte er oft ihm zum Gruße die Frage ins Gesicht zu lachen: „Wer ist der Gefangene, he, alter Nachbar?" Aber man muß sich sogar die Gefühle der Sklaven drei Schritte vom Leib halten, selbst wenn man sie zum Range des Spielgenossen erhebt. Und einen Pfaffen haben sie ihm geschickt mit wunderlichen Sprüchen, die ihm faulig und stinkig aus dem Munde krochen gleich Würmern aus einem Kadaver. Was soll ihm der Pfaffe? Ihm die innige Gemeinschaft mit dem

lebendigen Gott verleiden, daß er thörichte Worte und zudringliche Fragen darüber spuckt? Gott hat sich diesen Dritten im Bunde verbeten und der Pfaffe hat seinen erdschweren Leib nicht mehr in die Atmosphäre seligen Lichtes geschoben gleich einem Körper der Verfinsterung.

Ihm die reiche Einsamkeit nicht gönnend, würden sie ihm Vater und Mutter und Brüder und Schwestern auf den Hals schicken, wären die Toten noch anders zu haben als zu schlimmer öffentlicher Parade im Gerichtssaal. Aus den schmutzigen Akten der Schreiber kann man sie beschwören, die Gräber bleiben verschlossen. Mit blöden Unterstellungen kann man sie in den Zusammenhang des irdischen Lebens zurückrücken und Maßstäbe aus ihrem dereinstigen Verhalten für die Verdammnis der Nachgebornen konstruieren, aber kein Hauch der Zustimmung oder des Protestes weht aus ihren Särgen.

Ja, der Vater war nicht viel Rechtes gewesen, ein Trinker und Raucher und exaltierter Kopf, ein leichtsinniger Verschwender alles Guts. Ein unglückseliger Held, ein pensionierter Offizier, der nicht um die Majorsecke herumkam. Die faule Luft des Pensionistenstandes förderte auch keine Tugend. Schulden und Weiber, Weiber und Schulden. Dann wieder ein Frömmler und religiöser Brünstling, mit der Kerze in der Hand hinter jeder Prozessionsfahne her, wie vorher hinter jedem Unterrock . . . Aber was ging das ihn an, der mäßig und sparsam zu leben gewohnt war, alles in schöner Ordnung hielt und nur in den Höhemomenten — — Höhemomenten, ach, Magdalena!

Und die Mutter war weder als Gattin noch als Hausfrau ein Muster. Unerquicklich war ihr Wesen in allen Stücken, ohne den Goldgrund der Liebe, voller Risse und Sprünge und trübseliger Launen. Aber was ging das ihn an, der nach dem frühen Tode der Eltern in gerader Linie ununterbrochen seinen Weg gegangen, von den niederen Schulen zu den hohen, und dem herrlichen Gefühle und der tiefsten Empfindung für das Schöne in der Brust gleich einem himmlischen Leitsterne folgend, die Gelehrsamkeit auf ihren dicken Folianten links stehen ließ, der Schulmedizin, dieser schwarzen Vogelscheuche auf des Lebens goldenem Baume, das

blutige Seziermeſſer und die Giftſpritze vor die Füße ſchleuderte und emporſtieg zu den ſonnenreinen Höhen, wo die Kunſt ſtrahlt in ewiger Jugend und Schöpferluſt, in Wonne und Freiheit ihre Jünger leitend zu beglückender Harmonie und zum vollen Ausleben der Perſönlichkeit in aller Fülle der reinen Kraft?

Und die Brüder und Schweſtern? Jung von einer Seuche dahingerafft, hätte er ihrer jemals bedurft, ihrer Hilfe oder ihres Beiſpiels, er, von allen in der ganzen Verwandtſchaft die einzige, frei auf ſich ſelbſt geſtellte Künſtlernatur? Nein, ſein eigener Herr war er in allem von Anfang an. Sein war ſein Wille, ſein der Weg . . . .

Vertheidigung nennen ſie's und Grundlage für mildernde Umſtände, die Herren Rechtspfleger, wenn ſie Beleidigung an Beleidigung reihen und die verſchollenſten Kehrichthaufen aufwühlen und allen vergeſſenen Schmutz alter Familiengeſchichten ſchamlos und ungerecht ausbreiten vor aller Welt. Und zuletzt mußte der Hallodri und Bettelmuſikant uns Leben gekommen ſein, weil der Mörder in Neid entbrannt war ob ſeiner Virtuoſenkünſte und glänzenden Erfolge auf der ganzen Linie vom Odeon in München bis zur Humanitaskapelle im Steinbruche von Höllriegelskreut! Und nach Pariſer Muſter ſuchten ſie auch das Weib und nannten allerlei muſikaliſche Frauen und Fräulein auf den Villen ringsum, die unglückliche Liebe entzündet in den Nebenbuhlern und Frau Venus zur Hetzerin beſtellt unter den Muſen, aber von Magdalena fiel kein Wort, denn der einzig wiſſend Ueberlebende hat ſein Geheimnis bewahrt, treu, wie die Waſſer der Iſar. Hat es bewahrt, bis ihn der Trotz überfiel und die neu aufquellende Freude der That und die Luſt der Verachtung: nichts wollte er hinfort von der Dummheit und Feigheit der Menſchen zum Geſchenke haben. Sein Geheimnis war ſein Eigentum, aber er hätte es als Geſchenk mit aus dem Gerichtsſaale nehmen müſſen, und die Richter wären ihm die letzten geweſen, von denen er ein Geſchenk genommen hätte. Eher wollte er ein Schenker ſein. Und er gab ihnen ſein Geheimnis, damit er mit leeren und reinen Händen von ihnen gehen konnte und ohne die Laſt der Dankbarkeit im Herzen. So konnte er ſich aus dem peinlichen Hauſe geleiten laſſen, den Nacken ſtraff, frei, ohne Joch irgend einer Verpflichtung.

Jetzt war alles geregelt. Nach diesem klaren, ruhigen Geständnis gaben sie ihm auch seine volle Zurechnungsfähigkeit zurück und schoben das Zeugnis der Irrsinns-Professoren und Geheimräte beiseite und stellten seinem Bewußtsein zur Zeit der That einen guten Leumund aus. Er war Mörder mit Ueberlegung. Zwar schüttelte er den Kopf bei dem Wort Mörder, jedesmal, und nahm eine überlegene Miene an. Die Rechnung stimmte jedoch. Alle wußten jetzt, woran sie waren. Daß sie mit einem Todesurteil seine Rechnung quittierten, war ihm gleichgiltig. Eine fremde Formel, ohne Reiz noch Fragewert für seinen Geist. Während sie verlesen ward, überströmte seine Seele ein Melodienschwall, der mit jedem Satze des Richters sich ebbte zu klarem Takt und sich am Schlusse fügte zu einem göttlichen Reigenlied, in güldenen Schuhen zu tanzen und mit azurnen Flügeln. Und ein seliger Hohn lag in dem Liede und ein erquickender übermenschlicher Mutwille. Und fort musizierte es in seiner Seele, die wie auf purpurnen Morgenröten schwebte, während sein Leib durch die düsteren Gänge wandelte mit stockendem Fuß, der Kerkerzelle entgegen.

Als am Abend der Wärter das Essen durch das kleine Guckloch der eisenbeschlagenen Thür schob, rief er ihm lächelnd Dank zu und wehrte die gemeine Atzung ab. Seine Speise sei himmlisches Manna der Freiheit und so köstliches habe er nimmer genossen seit langer Zeit. Er danke, danke, danke . . . Auch könne er keine Hand rühren vor lauter Komponieren und Musikmachen. Er berste von Glück und Reichtum . . .

* * *

Mit Spottreden empfing er den Geistlichen, der ihn von amtswegen auf seine letzte schwere Stunde vorbereiten sollte.

„Weißkragiger Aasgeier, was suchst du im Horste des Adlers!"

Der milde Mann der Kirche kehrte sich nicht daran. Mit salbungsvoller Stimme redete er aus den Psalmen Davids vor und warnte vor der „Bank der Spötter", wo der nicht sitzen dürfe, der nach kurzer Gnadenfrist vor dem Richterstuhl des ewigen Gottes zu erscheinen habe.

„Mein Gott wohnt in mir, eine tönende Sonne, ein Strahlenmeer ewiger Harmonie. Was weißt du davon? Du hast kein

Organ dafür, du bist vielleicht ein guter Mann, ganz gewiß aber ein schlechter Musikant".

„Bedenken Sie, Bruder, die letzte Stunde . . ."

„Ich habe keinen Bruder. Ein Ewigkeitsmensch, kenne ich keine letzte Stunde, wie ich mich keiner ersten erinnere. Sing' dein Sprüchlein einem andern vor, irgend einem armen Schlucker, nicht mir. Ich bin kein Almosenempfänger, hörst du? Ich brauche deinen Bettel nicht. Geh'! Du störst mich, du bist langweilig."

„Grundgütiger Gott des Himmels, bedenkt doch, wer und wo Ihr seid?"

„Ja, das wenn du wüßtest! Laß' mich, daß ich mich singend auf Sonnenstraßen schaukle. Du verengst mir die Welt. Sie bekommt schlechte Farbe und schlechten Geruch, wo du weilst. Alles kommt aus dem schönen Gleichgewicht. Ich bitte dich, geh'!"

„Und es drückt Euch nicht, mich so zu behandeln? Ihr habt keine andere Mitteilung für mich, daß ich Euer Leid teile . . ."

„Ich habe kein Mitleid mit den Mitleidigen."

„Jene arme Magdalena" . . .

„Ja, frommer Mann, was verstehst du davon? Sie mußte sterben. Dann war's vorüber. Vollkommen in der Ordnung. Es gab gar nichts Natürlicheres. Der beste Kopf hätte keinen richtigeren Abschluß zu ersinnen vermocht. Du vielleicht? Komm' her, und laß dir in die Augen sehen — du vielleicht?"

„Wohl, wenn ich etwa genau die Geschichte wüßte und jeden verborgenen Zusammenhang . . ."

„Ah, jetzt wirst du interessant. Komm' her, ich will dir aus freien Stücken die Geschichte schenken. Sie dient mir nicht mehr, und deiner Gottseligkeit, Unbeweibter, wird sie eine Abwechslung sein".

„Danke".

„Setz' dich hier her, da ist noch ein Eckchen auf meinem Sonnenwagen. Sei bescheiden und halte dich ruhig und fest, daß du nicht fällst. Also. Wir waren zu Dritt. Bei drei gibt's immer ein Unglück. Deine Trinitätslehre beweist nichts dagegen. Sie ist auch danach. Eine Ausnahme, wie alles bei Euch. Schweig und höre. Rück' mir nicht zu nah'. Körperliche Nähe macht mich ungeduldig. Thu' deine Hand auf deinen Rücken. Ich hasse jede

Berührung. So. Und nun, das merke vor Allem: der richtige Menſch, der ſchaffende Geiſtmenſch iſt einzig und einſam, in der Heerde liegt ſein Unglück und ſeine Unfruchtbarkeit. Mit Zwei ſetzt die Heerde ein, die Störung beginnt, mit drei iſt das Unglück unabwendbar. Zwei iſt immer das Weib, d. h. die Schwäche, welche herrſchen und unterwerfen will, unterwerfen oder umwerfen. Drei macht das Kraut fett, da beginnt der Schmutzfleck und die ſchlechte Verdauung und es gibt keine Hilfe mehr für die Gewöhnlichkeit. Aber ich öffne das Fenſter, packe alles in ein Tuch und ſchleudere es hinaus. Dann ſitzt man wieder allein am reinen Tiſch. Und alle guten Geiſter, die vorher traurig und ſtumm waren, lächeln wieder und lüpfen die Schwingen mit Kling und Klang und Gloria — ach was, das läßt ſich gar nicht beſchreiben."

„Ja — und die Magdalena?"

„Zwei, natürlich. So fing's an. Sie lief mir nach. Ich war noch Student, Mediziner. Hektor Berlioz, den ich zu vollenden habe — er: Verdammung Fauſt's, ich: Fauſt's Erlöſung, aber ganz anders wie bei dem Spießbürger von Weimar, verſtanden? — der göttliche Berlioz war auch zuerſt Mediziner. Aus der Tiefe dieſes Irrgangs muß man auf die Höhe des rechten Weges ſchließen. Endpunkte. Medizinerei, Juriſterei, Pfafferei, dieſer dreifache Höllenzwang zur Knechtung der furchtſamen Menſchheit. Alle drei die Schlange im Wappen. Mediziner und Totengräber, Juriſt und Henker, Pfaffe und Teufel, ſo läuft's aus und zurück, ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz . . ."

„Ja — und die Magdalena?"

„Zwei, natürlich. So fing's an. Sie lief mir nach, wie einem ein verirrter, herrenloſer Hund in der Nacht nachläuft. Wer weiß, woher ſie ſtammte! Man wußte nur, daß ſie als Erzieherin mit einer vornehmen fremden Familie ins Land gekommen war. Sie hing an meinem Blick, ſie krümmte ſich vor meinem Blick, ſie goß ihr Leben aus vor meinem Blick. Sie war meine Sache, mit der ich anfangen konnte, was ich wollte. Sie machte mir Freude, weil ich fühlte, wie ſtark meine Macht war, ihren Willen zu beugen. Allmählich ſchien ihr Wille ganz in den meinigen übergefloſſen. Da ſpürte ich ein mächtigeres Rauſchen in meinem Blute, wenn ich ſie

in den Armen hielt, ganz hüllenlos, ein anbetungswürdiges Ebenbild Gottes, ein letztes Inventarstück aus dem verlorenen Paradies. Sie verdoppelte meine Kraft durch das Absolute ihrer Hingabe; ich schien über mich selber hinauszuwachsen. Eine neue wunderbare Einheit in bedingungsloser Liebe. War's ein Anfang, ein Abschluß, ein Uebergang? Ja, Pfäfflein, was war's? Plötzlich wird sie unruhig unter frommen Anwandlungen, plötzlich läuft sie in die Kirche und zum Beichtstuhl. Und ich fühle, wie sie ihren Willen tropfenweise aus dem meinigen nimmt und wieder für sich sammelt. Immer, wenn sie vom Beichtstuhle kam, war sie zerfahren, störrig, schlimm, voll boshaften Eigenwesens, das mir mehr und mehr wehe tat, unergründlich wehe, wie lange, tiefe, knirschende Nadelstiche in die Seele. Dann ab von der Medizin, zur Kunst, zur Musik, ah, das war das Hinausschweben zu klingenden Horizonten, ein Gleiten über weltweite sonnentrunkene Meere, eine neue unerschöpfliche Wonne in göttlichen Fahrten durch alle Himmel und Sternenräume.

Dann kam uns der Kamerad, der Hallodri, der falsche Freund nahe in der Wegkreuzung. Magdalena fand ihn widerlich. Sie ward wieder gut und zärtlich-gleichmütig, wenn sie mir all die häßlichen Eigenschaften herzählte, die sie an ihm entdeckt und die ihr seine leibliche und seelische Erscheinung ekelhaft machten. Ich fand das übertrieben und weibisch ungerecht, aber es mißfiel mir nicht. So ging's eine Weile im schönen Schritt. Ich war überzeugt von der Echtheit aller Gefühle, Worte, Werke, die sie als süße Spenden auf dem Altar unserer Liebe häufte, daß alles frühere Wehe darunter verschwand wie unter einem blühenden Berge von Blumen. Alles in Musik verwandelt, aufgelöst und wieder gebunden in unendlicher Melodie. Und der Kamerad uns umkreisend, in Anziehung und Abstoßung. Auch in der gemeinsamen Kunst thun sich Gegensätze auf zwischen uns, über welche nur die Laune toller Stunden eine flüchtige Brücke zu schlagen vermochte.

Dann meine Ahnung und bald Entdeckung! Magdalena lügt! Sie steht bereits im Banne seines Willens, in der Begierde seines Dunstkreises, und jetzt hat sie Mühe, Unvorteilhaftes über und gegen ihn auszusagen, denn er ist der Dritte geworden und sie hat ihre Naivetät an ihn verloren. Und nun wird's wie nach jenen

frommen Fahrten in Kirche und Beichtstuhl. Auf einem bestimmten Punkt der Komödie kann ich's ihr auf den Kopf zusagen, daß sie sich ihm ergeben, daß er sie in Besitz genommen mit allen Wundern und Wonnen ihres Leibes. Ich merk' es, wie sie durch ihn verwandelt wird und wie ihre Verwandlung sich lähmend auf mich legt, weil ich mich niemals wandele, niemals. Ich fühle die Verödung im wachsenden Druck, wie ein Fruchtfeld von Steinen überhagelt, mit Asche überregnet.

Ich gehe an mir zu Grunde, wenn ich mitleidig werde für andere. Mit Schrecken gewahre ich, wie ich geduldig sitze und ihre Klagen anhöre über ihn — den Geliebten, dem sie Weib ward, dem sie gehört und den sie verachtet, dem sie sich verschwendet und der ihr widerwärtig ist, und wie sie dennoch meine Umarmung heischt, um seiner Umarmung froh zu werden, wie sie unbefriedigt und weinend sein Lager verläßt, um in meiner Liebkosung ihre Gewissensbisse zu ersticken, bis alles zusammenquirlt und versinkt im Pfuhle äußerster Gemeinheit.

Herr Pfaffe, hat man dich einmal an deinem Namenstage einen Lauskerl gescholten, zu Ehren deines himmlischen Schutzpatrons? Herr Pfaffe, hat sich einmal ein Ungeziefersschwarm in deine Tasche gesetzt und auf deinen Leib und deine Seele und alles kahl gefressen? Und du hast dich nicht gewehrt und hast das Gewürm nicht zertreten, dein Ich zu retten und mit dem Ich deine Würde, ohne die auch deine Kunst, die reine, heilige, keine Gemeinschaft mehr mit dir haben kann im Himmel und auf Erden? Weißt du was das heißt, wenn Gemeines über dich kommt und spricht: Gieb dich auf und begnüge dich, unsere Ergänzung zu sein; laß' dich vom Sumpf behandeln wie ein Regentropfen, der vom Himmel in die Pfütze gefallen und dort zerfließt und den Dreck vermehrt? Herr Pfaffe, wem bist du der Nächste und Verantwortlichste, wenn nicht dir selbst, sofern du wahrhaft ein Mann bist, der etwas vorzustellen und zu bedeuten und zu bewirken hat in der Welt? Ach, die Musik, wer sie erlöste von allen Banden des Gemeinen, wer sie erhübe auf den Thron der Göttin, daß ihr alle Seelen huldigten, daß ein neuer Himmel würde und eine neue Erde . . . Und wenn nun ich, höre mein Wort, es entschleiert wohl das verborgenste Ge-

heimnis dieses Jahrhunderts, das größte weltgeschichtliche Ereignis der Kunst, die sich in Wehen windet, was sagte ich, Pfaffe? Wenn ich, ich, ich" . . .

„Magdalena war vielleicht" . . .

„Fertig damit! Die ist tot. Ein Schatten, ein Schemen" . . .

„Eben darum."

„Soll ich mein Leben an einen Schatten verschwenden? Soll ich meine Mission einem Schemen nachwerfen? Werde ich dieser Welt ein zweites Mal geboren?"

„Verzeihung, ich meine nur, Mord ist etwas furchtbar Böses und nicht weniger gemein, als" . . .

„Dein Unverstand macht mich lachen. Und das sei deine Auszeichnung, daß ich lache, daß ich dich auslache. Nein, wahrhaftig, mit Verlaub, das verstehst du nicht, du Unbeweibter und Unkünstler und Unmensch. Böse und gemein ist das Leben, das uns zwingt, unserer innersten Bestimmung, unserem Gottgefühl entgegen zu leben; böse und gemein ist die Gesellschaft, die uns zwingt, uns die Schaffenden und Uebermenschen, Gesindel und Ungeziefer zu ertragen, ja wie unseresgleichen zu behandeln" . . .

„O lieber Herr, nicht so stürmisch! Wie Sie sich aufregen. . . Sie zittern am ganzen Leibe. . . . Seien Sie doch ruhig, bedenken Sie, wie Schweres Ihnen bevorsteht" . . .

„Pack' dich fort, du Aufwühler und Mehrer alles Leids, Unglücksmensch, pack' dich fort! Fort, sag' ich! Wie deine spinnengrauen Töne mir das Ohr zermartern, wie die basiliskengrünen Lichter deiner Augen mir das Gehirn zerflackern. . . Hinaus, zerknitterte Gespensterkutte, hin — —"

Und in heftigen Krämpfen warf er sich auf den Boden und wand sich in Schluchzen und Stöhnen wie das ärmste, elendeste Menschenkind.

„Herr, schenk' ihm den ewigen Frieden", murmelte der Geistliche und schlich hinaus.

* * *

Der Kerkermeiſter rief ihn vergeblich an.

In der Lage eines Gekreuzigten war ſein zierlicher, abgemagerter Leib auf dem Lager ausgeſtreckt, der Blick aufgeriſſen, ſtarr, nach oben gerichtet.

Langſam erhob er ſich, mit weltentrückten Augen ſah er in der engen Zelle umher.

„Nun hab' ich viel zu thun. Ob dazu ein einziges Menſchenleben langen wird?“ Leis und feierlich kamen die Worte heraus. Dann ein trauriges Kopfſchütteln. Jetzt erſt traf ſein Blick den Kerkermeiſter.

„Du weißt auch keine Hilfe, freundlicher Mann. Die Laſt iſt über alle menſchliche Vernunft. Der Heiland ſtieg vom Feldkreuz, berührte ſanft meine Schulter, und ich ſchwebte empor, an ſeine Stelle am Marterholz, die Nägel gingen mir durch Hände und Füße, ſchmerzlos, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, dann dunkelte der Himmel bis zum ſchwärzeſten Blau, mit wenigen, aber großen, wunderſchönen Sternen kam die Nacht über die Welt. Dann wuchs das Kreuz und zog und dehnte meinen Leib, und die Balken mit meinen Armen reichten vom Aufgang bis zum Niedergang, mein Kopf berührte den Himmel und meine Füße gingen hinab bis auf den Grund der Iſar, und die plätſchernden Waſſer kamen herauf, höher und höher, und ein ſanfter Nixenleib umklammerte meine Kniee — und küßte meine Bruſt, und droben ſangen die Engel, und alle Sphären klangen, und aus roſigem Gewölk kam es wie von Geigen und Schalmeien und Harfen. Dann ſprach Gott durch Poſaunen und Bäſſe — ja, das war das Motiv, nach dem ich in ſchlafloſen Nächten gerungen und deſſen überirdiſche Intervalle mein Sinn nicht haſchen konnte. Fauſt's Erlöſung — Und wie es Gott ſo blies, verhallend durch die Ewigkeiten, da tropften die Töne wie elektriſchblaue Sternfunken in mein Gehirn, und mein Geiſt und mein Leib iſt voll davon. Wie ſoll ich die Laſt der Offenbarung tragen? Wie ſie der Welt mitteilen, die Erlöſungsmuſik des All-Ewigen?

„Verzeihung, da weiß ich keinen Rat. Ich kam nur wegen der letzten Malzeit. Ganz wie und was Sie wünſchen, Sie wiſſen ja . .“

Und hastig einfallend, und mit einem nervösen Sprung vom Lager und vielen Gesten: „Ja, ich weiß, ich weiß. – Mich dürstet und hungert und meine Glieder frösteln. Dort oben an der Decke häng' die Sonne auf und auf vielarmige goldene Leuchter stecke die Sterne, denn ich will Licht, unermeßlich viel Licht, in warmen, lachenden Fluten. Und die Wände rücke hinaus bis an die Enden der Welt und bedecke sie mit allen Kränzen und Blumen des Ruhmes, ah, daß ich in Duft und Ehren mich bade — und spare nichts an kostbaren Gefäßen und blendenden Bildwerken auf allen Tischen und an leckersten Speisen, dann bitte den Frühling zu Gast und die Freude — und — und den unermeßlichen Reichthum. Ach, meine Göttin, ob das alles Genüge sei, die Tat zu vollbringen. . ."

Ratlos eilte der Kerkermeister hinaus. Die Stunde drängte.

* * *

Ein hochummauerter Gefängnishof, düster, schlundartig eng, von der feuchten Kühle der Frühe grabesdünstig umwittert — der Hinrichtungsplatz. Etliche Stufen Höhe, ein Balkengerüst, der höherragende Teil schwarz verhüllt. Ein robuster, rotwangiger Mann in Frack und Zylinder lüftet die Hülle und prüft den Mechanimus, das blitzende Beil. Die Gehilfen erscheinen, geschäftig die Binderiemen zu ordnen, den Korb, den Totenschrein aus ungehobelten Brettern. Im aufpolternden Taktschritt eine Abteilung Infanterie, dann verschiedene Männer in Zivil, Richter in der Robe. Die blauen Uniformen drängen sich in steifer Linie auf der einen Mauerseite, an der anderen in unsicheren Gruppen die schwarzen Röcke. Die Gesichter der Zeugen, Soldaten, Beamten bleich, ernst, fragend, stillerschüttert. Die Richter in frostiger Amtsmiene vor einem kleinen, schwarzverhängten Tisch. Die Uhr schlägt vom Gefängniskapellenturm, das Eisenpförtchen fliegt knarrend auf, gellend entfährt dem Offizier der Kommandoruf, alles reckt sich, durchschauert von einem Nieerlebten, in schwarzer Reihe steigt der Zug die Treppe herab, dem Richtgerüste zu, macht vor dem Tischchen Halt: „Im Namen Seiner Majestät . . ." Urteil, Vollzug, Gerechtigkeit, Worte, Worte, Worte, von denen der Delinquent, gestützt von zwei Kapuzinern, kaum den Schall vernimmt. Sein Kopf mit dem kurzgeschnittenen braunen Haar, der schönen runden

Stirn, dem bleichen ſchmalen Geſicht hebt ſich langſam, wie lauſchend, von der Bruſt, dreht ſich wiegend auf dem weißen, entblößten Hals und ſinkt langſam in den Nacken, die Augen leuchten auf, die Lippen verziehen ſich zum Lächeln, die Mienen gewinnen den ekſtatiſchen Zug der Viſion, der Verklärung. Ein Schwalbenpaar ſchießt zwitſchernd durch das Stückchen Himmel, das morgendlich über den düſtern Mauern leuchtet. Er hört ſein Jenſeitsmotiv, das ſeine ganze Sache füllt, aus Gottes Mund, Fauſt's Erlöſung, in überirdiſchen Intervallen. — — Wieder macht der Zug einige Schritte, die Kapuziner weichen links und rechts von der ſich entzückt hochaufrichtenden Armenſündergeſtalt, die plötzlich aus einer anderen, ſeligen Welt ſich zurückfindend, mit groß erſtaunten Frageaugen auf das blitzende Beil vor ſich blickt, während die Scharfrichterskuechte ihm nach Schultern und Armen greifen mit unentrinnbar packendem Griff. — In die dumpfen Wirbel der Trommel, in das Gellen der Glocke ein markerſchütternder Schrei: „Ah, Ihr, wer berührt mich? Fort! Was wollt Ihr? Meine Freiheit, mein Leben! Ihr mordet mich —"!! Ein Schieben, Stoßen, Ziehen, Niederdrücken, wetzendes Geräuſch der arbeitenden, kämpfenden Füße, erneutes Niederdrücken, Feſſeln mit breit aufſchlagenden Riemen . . . „Was mordet Ihr mich? Wahnſinnige, Wahn — —" Ein Rutſchen, ein Blitzſchlag, ein weitausbrechender Blutſtrom — — — Wiederum Geſchäftigkeit vieler Hände, Geſtalten hin und her, in furchtbarer Präziſion, unentwegt, dumpfmaſchinenmäßig — — — Ein Wagen mit der Totenlade, von berittenen Gendarmen eskortiert, fluchtähnlich dahinjagend, durch die Gaſſen, über die Plätze, durch die Straßen — — Ueberall das erwachende Leben der Stadt, wie ſpalierbildend vor der durchſauſenden Todesfahrt, dort ein Bataillon mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, ausrückend zum Manöver, dort eine betende Prozeſſion auf dem Wallfahrtswege nach irgend einem Gnadenort, dort lange Wagenreihen, hoch beladen mit friſchen Gemüſen und Früchten des Feldes, zum Markte — — — Vorüber, vorüber!

* * *

Mit Geraſſel und Hufſchlag der ſchäumenden und ſchnaubenden Pferde in den Hof der Anatomie.

Drinnen, im Sezierſaal, alles bereit, der Profeſſor, die Aſſiſtenten, die Studenten. In weißen Schürzen, aufgekrempelten Aermeln die Einen, die Andern in modiſch koketten Anzügen, mit übernächtigen, ſtrapazierten Geſichtern die Meiſten. Alles bereit, die Beute zu empfangen — der Tiſch, die Meſſer, die Sägen, die Zangen wie in feſtlicher Erwartung, blitzblank, wohlgeordnet — — —

Endlich.

Die Lade entäußert ſich ihres blutigen, noch lebenswarmen Inhaltes.

Alles kommt in Bewegung. Flinke Arbeit, geteilt nach vorbeſtimmtem Plan. Gierige Forſchergeſichter. Kurze Worte, wie Kommandorufe. Jetzt — man hat die Teile in der Hand. Ein Betaſten, Begucken, Prüfen. Hier der zerſägte Schädel. Das Gehirn auf einer Glasplatte. Dort die Experimente am Rumpf. Der elektriſche Apparat in Arbeit. Lauteres Flüſtern. Sprechen im Dozententon, aber es haftet etwas daran wie von fadem Blutgeruch — —

Der Herr Geheimrat lächelt befriedigt. Er hatte mit ſeinem Gutachten Recht gehabt wie immer. Der Profeſſor beweiſt haarſcharf, daß erſtens — zweitens — drittens — — — „kurz geſagt, meine Herren, läßt ſich das Ergebnis dahin reſumieren, daß man wieder einmal einem Narren den Kopf abgeſchlagen. Uebrigens einer der ſchönſten Fälle, wie ich Ihnen ſpäter näher auszuführen die Ehre haben werde.“

II.

Gedichte.

Mara Matter.*)

1.

I ſiach Di nou, zwar lang it's har,
Wia D'jung g'wa biſt, a ſchäni Fraa,
Und flink und eifri, mit lachada G'ſicht
Stäts bei dar Arbet, früah und ſpät —
Und ke bäs Wort fer die bäſi Kind',
Nor Liabs und Guats. O reiches Harz
Zor Frühlingszeit!

I ſiach Di nou, 's it aa lang har
Wia D'duldet haſt viel Harzaläd,
Und manchi Nocht nit g'ſchlaffa haſt
Vor ſchwarer Sorg und Kümmerniß.
Und ke bäs Wort fer die bäſi Walt,
Nor Liabs und Guats. O ſtorkes Harz
Zor Summerszeit!

I ſiach Di nou, wias D' ſtiller werſt,
Mit g'falti Hend: Etz wia Gott will!
Die Kind' ſen fort, ſie ſen verſorgt,
As Laba nimmt ſein' neua Gang.
Und ke bäs Wort fer die Einſamkeit.
Nor Liabs und Guats. O frommes Harz
Zor Herbſteszeit!

*) Meiner Mutter. (In meinem fränkiſchen Heimatsdorf-Dialekt, zwiſchen Maingrund und Tauberthal. Das Dorf heißt Gnodſtadt = Stätte der Gnade.)

Und Winter werd's. Du biſt ſchnäweiß,
A alt's, gebrachli's Fräla etz.
Von weit har kumma Dei Kinder heem,
Mit Kindeskind'! Und wieder jung
Lacht's aus Dei'm G'ſicht wie Sunnaſchei':
Nor Liabs und Guats! O Motterharz
Zor Weihnachtszeit!

Nix bringt Di um, nix macht Di hi' —
Ke Arbet, Kranket, Sorg, Verdruß,
Die Zeit kummt har, die Zeit vergäht,
Die ganze Walt veränbert's G'ſicht —
Nor Dei' Harz nit, Dei Motterharz!
In Liab und Gutthat bleibſt Du gleich
In Ewigkei'.

2

Unnern Weidabam
Bei'n Brunna
Manich'n Jugendtram
How' i g'ſunna.

Verdorrt is dar Bam,
'as Waſſer verrauſcht,
Verflouga dar Tram,
I ſalber wia vertauſcht.

Nor Du, liabs Harz,
Biſt heunt no das gleiche
An treu an G'müat
Das überreiche.

3.

Dar Vatter arzöilt a Räuberg'ſchicht
Und mecht dazua ſei' ſtrengſtes G'ſicht:
„Pfuiteuf'l, it dees a Laba!“
Doch Du, gottſtilles, ſunnij's Waſa,
Kopfſchüttelnd:
„In Himmel ſtäht dar Baſa,
Gott kährt niemals darnaba.
Böitzi, *)
Dees it dar Menſcha Schlachtikeit,
Gott kährt's ſchä' wak zor rachta Zeit,
As Böitzi.“
Dar Vatter fluacht: „Gott'sdunner nei'!
War kou da wart? Schlog's Watter drei'!
Nor Böitzi? Dees verdammti Pack?!“
Und lächelnd Du: „Kouſt nemmer wart'?
Biſt Du no' ganz ſo hietzijer Art?
Blas ſalber wak
As Böitzi!“

4.

Mit Bibel und mit Bilderſturm,
Juhe!
Warf Luther um des Papſtes Thurm,
O weh,
In meiner Heimat Gauen,
Hurrah!

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!
Juhe!
Hinaus zur Thür den wälſchen Spott,
O weh,
Hinaus des Beichtſtuhls Grauen,
Hurrah!

*) As Böitzi = das Kehricht.

Und jedem Pfaff' ein ehrlich' Bett,
Das gibt die rechte Gnadenſtätt'
In Lieb' und Liebesleiden.

Fort mit dem ſchwarzen Götzenbild
Am Berg, wo's Wunderbrünnlein quillt,
Kein Chriſtenaug' mag's leiden.

Wollt' Ihr vor frommen Bildern knie'n,
Seht Eurer Mütter Heilbemüh'n,
In ihrem Herz das Wunder,

In ihrem Blick den ſel'gen Quell
Des Himmelslichts! Vor dieſer Schwell'
Des Heiligtums als Plunder

Verſinkt all' eitler Bilderkram,
Des wälſchen Glaubens Lehr' und Nam',
Aufſteigt die wahre Gottheit!

Ein evangeliſch' Mütterlein,
Das iſt der wahre Gnadenſchrein
In gut und böſer Zeit!

Mit Bibel ſo und Bilderſturm,
Juhe!
Warf Luther um des Papſtes Thurm,
O weh,
In meiner Heimat Gauen,
Hurrah!

Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!
Juhe!
Hinaus zur Thür den wälſchen Spott,
O weh,
Hinaus des Beichtſtuhls Grauen,
Hurrah!

So laß' mich, Mutter, knie'n vor Dir
Und proteſtantiſch beichten hier
Und Deine Gnad' erflehen

Für alles, was ich ſchlimm gemacht,
Für alles, was ich ſchlimm gedacht
Im Herzen mein, dem wehen;

Dir, Einzige, brach's die Treue nie,
So oft's auch in Begierden ſchrie,
Dein Name blieb ihm heilig;

Und ſtürmt' ich durch die weite Welt,
Die Bruſt von irdiſcher Luſt geſchwellt,
Heim kehr' ich jetzo eilig

Zu Dir, der Gnadenſtätte mein,
O ſprich mich aller Sünden rein
In heil'ger Muttergüte,

Du meiner Liebe reinſter Stern,
Du meines Glaubens feſter Kern,
Du meines Hoffens Blüte!

Mein Weib und Kind, ſieh, bring ich hier
Und weih' voll Sohnesſtolz ſie Dir,
Die führen meinen Namen,

Laß ſie Dir treu befohlen ſein,
Schließ feſt in Deine Gnad' ſie ein,
Sprich ſegnend Ja und Amen!

Meinem Vater.

Zürne nicht, Vater und Freund,
Wenn zum Preiſe der Mutter
Losbricht mein Herz in Dank und lauteſtem Jubel!
Bin ich Dein Ebenbild doch
In allem, was Starkes an mir!
Rühm' ich die Mutter mit Fleiß und hellem Feuer,
Mach' ich's gerade wie Du,
Der Du als alter Herr nimmer Dich ſcheuſt
Trotz Deiner Siebzig und drei
Mit fröhlichem Mund und ſchelmiſchem Wort
Meine Mutter zu rühmen allzeit
Als Dein trautes Geſpons
Und ſelbſt im Hader die unerſetzlich Geliebte!
So klingt, bedenk' es nur recht,
In meinem einſtimmigen Lied
Mit ihrem Lob zugleich auch — das Deine.
So nun, Vater und Freund, rätsle am doppelten Sinn!

Meinem Sohn Erwin.

„Die ſchöne Sonne drauß' im Wald!"

Maximilianſtraße 23, Hochparterre.
6. Februar 1890.

Es war zur ſtrengſten Winterszeit,
Ganz München tot', tief eingeſchneit,
Erſtarrt im Froſt, in Nebelhülle
Des freien Lebens heitr'e Fülle.
Die Straß', nach König Max benannt,
Vom ſchärfſten Oſtſturm hart berannt,
Ein ſchaudernd weißes Maſſengrab,
Drein Buſch und Baum all' ihre Hab'

An Schmuck und Leben hingegeben,
Um kahl und arm und eisesſteif
Zu wimmern in Sturm und Nebelreif.

Seit Wochen, ach, kein Sonnenſtrahl,
Kein Himmelblau im Iſarthal.

Die kleine Welt hockt hinter den Scheiben,
Läßt Schlittenfahrt und Eislauf bleiben.
Des Schneeſturms Toben und wildes Wehen
Hemmt jeden Mut ins Freie zu gehen.
Und gar die Kleinſten von den Kleinen,
Sie trippeln im Haus auf verzagten Beinen,
Verkriechen ſich ſtumm am warmen Ofen
Und blinzeln nur und zwinkern ſich an:
Der Winter, hu, iſt ein garſtiger Mann.

Und endlich bricht nach langer Nacht
Neujahrstag an in lichter Pracht.

Doch kaum ſind die Kleinen dem Bette entſchlüpft
Und haben das Wämmschen umgeknüpft,
Tollt wieder der Schnee in dichten Flocken,
Sturm rüttelt am Fenſter und erſtickt das Frohlocken.
Ganz grenlich bräut der Winter herein
Zum neuen Jahr ins Kämmerlein.
Nun iſt's wohl aus für lange Wochen —
Die Kälte bringt Krankheit und ſchweres Leid.
Zurück an den Ofen! Der Frühling iſt weit. —

Geboren im Hornung, ein Schneekönigleín,
Schwärmt jung Erwins Herzchen für Sonnenſchein,
Für Sommers Grün und Vogellaut
Und iſt vom Winter gar nicht erbaut.
Wie war's doch draußen am Starnberger See
Und gar erſt auf der Rottmannshöh'
So wundervoll in Sommertagen!
Und jetzt des ewigen Winters Plagen!
Ach, thät die Sonne nur wieder ſcheinen —

Er ſitzt am Fenſter, ſpäht auf die Scheiben,
Verſucht mit dem Finger ein Löchlein zu reiben
Durch der Eiſesblumen ſtarrende Schicht
Und verzieht faſt ſchmerzlich ſein blaßes Geſicht:

Ein Löchlein nur, in die Welt zu ſchauen,
Aus Kerkers Haft, der ewig grauen!
Am Abend zündet der „Lichtelmann"
Wohl in der Straße die Laternen an,
Doch auch bei ihrem Flackerſchein
Sieht man nichts als des Winters Pein.

Da endlich! Am ſechſten Februar,
Als Erwins zweiter Geburtstag war,
Sitzt ſehnſuchtsvoll er wieder am Fenſter
Und wird von Minute zu Minute ernſter
Und drückt ſein Näschen an die Scheiben,
Mit warmem Dunſt ein Guckloch zu reiben.

Auf einmal, wie verklärt ſein Geſicht!
Er wendet das Köpflein und ſelig ſpricht
Sein Mündchen, das vor Entzücken lallt:
„Die — ſchöne — Sonne — drauß — im Wald"!

Wir ſtürzen hinzu: Ein Strählchen fürwahr,
Wie ein dünn gezogenes goldenes Haar,
Schwingt ſich durch den Weltenraum,
Ueberleuchtet, huſch, den Straßenbaum —
Vergoldet, huſch, einen Streifen Schnee —
Habt Ihr's geſehen? Ade, ade!

Und doch in dieſem Nu der Erſcheinung
Sieht Kindesſinn des Winters Verneinung,
Sieht Nebel und Eis und Schnee überwunden,
Das Paradies ſchon wiedergefunden!

Ein Baum — der Wald! Ein Strählchen — die Sonne!
Ein lichter Moment — eine Welt voll Wonne!
Und Erwin jubelt den lieben Tag,
O hör' es, wer es hören mag:

„Die ſchöne Sonne drauß' im Wald!"
„Die ſchöne Sonne drauß' im Wald"!
Und nachts, wie er geſchlafen ein,
Kommen Träume voll goldenem Sonnenſchein. —

* * *

Stehſt einſt, mein Sohn, im lauten Daſeinskampf,
Umbrüllt von Ungewittern,
Im Kugelſaus, im Lanzenſplittern,
Und, ſchlimmer noch, im ſtillen Elendskrampf,
Im Alltagskrieg mit Niedertracht, Gemeinheit, Not,
Wo's Herz nur ſtückweis bricht und ſtill verblutet,
Kein jauchzend' Heldentum die Schmerzen überglutet:
Des Sprüchleins denk' bis in den Tod:
„Die ſchöne Sonne drauß' im Wald" —
Die ſchöne Sonne Gottes, des Hochſinns und der Liebe,
Die ewig leuchtet, geſehn und ungeſehn, im dunklen Weltgetriebe,
Sie weihe deinen Sieg, ſie heilige deinen Frieden,
Sie bleib' dein ſtolz Panier dein Leben lang hinieden!

III.

Die gute Haut.

Novelliſtiſche Skizze aus dem Arbeiterleben.

So hatte ihn alſo ſeine Ahnung nicht betrogen, den braven Xaver. Im Gegenteil, die Wirklichkeit hatte ſeine ſchlimmſten Befürchtungen übertroffen.

Und ſo ſehr er darunter litt, es dünkte ihm unmöglich, ſeine Heimkehr ins Elternhaus durch einen neuen Auszug in die Fremde ungeſchehen zu machen. Sein Pathe und Lehrherr war auch nicht der Mann, mit ſich ſpaßen zu laſſen, wenn er ſich etwas in den Kopf geſetzt.

Fünf Jahre war Xaver in Frankreich, vier Jahre in England in verſchiedenen Geſchäften als Arbeiter thätig geweſen. Als gelernter Schuhmacher that er ſich nicht ſchwer, in allen möglichen Zweigen der Lederverarbeitung ſich zurechtzufinden und mit meiſt kurzen Unterbrechungen immer wieder Arbeit und bei ſeinen beſcheidenen Anſprüchen ausreichenden Lebensunterhalt zu erlangen, — bald als eigentlicher Schuhmacher, bald als Sattler, bald als Säckler, einmal ſogar in einem äußerſt feinen, alten Fabrikgeſchäft für lederne Polſtermöbel. Da gefiel's ihm am beſten, nur erwies ſich ſeine Fertigkeit im Zeichnen bald als zu mangelhaft, und als einmal eine Abſatzkriſe in Sicht war und eine Anzahl fremder Arbeiter zur Entlaſſung ausgemuſtert wurde, befand er ſich unter den Ausgemuſterten und er mußte ſein Bündel ſchnüren.

Nicht ohne Bitternis gedachte er damals des langen Schulzwanges, den er als armer Junge ſieben ſchwere Jahre lang in der Heimat hatte über ſich ergehen laſſen müſſen, und der ihm ſchließlich neben den vielen praktiſch überhaupt nicht verwertbaren angequälten Kenntnisfetzen aus der bibliſchen Geſchichte, Heiligenlegende, anſchau-

ungsloſen Naturgeſchichte und Vaterlandsgeſchichte in lauter öden Namen und Zahlen und Phraſen nicht einmal ſo viel Zeichenfertigkeit einbrachte, daß er ohne äußerſte Mühe und mit ſicherem Ergebnis auf der Grundlage der Schule hätte weiterlernen können. Dieſe elende Schulſtümperei! Mußte das ſo ſein? Und er fluchte über die blinde Ergebenheit ſeines Vaters, der in allem gehorſam im Althergebrachten und Unzulänglichen ſtecken blieb und in allen Not- und Zwangslagen, den Folgen jener blinden Ergebenheit und Gehorſamkeit, ſich und die Anderen mit der ſtupiden Redensart tröſtete: „Es muß ſein!“

Das war das einzigemal, daß er bittere Not in der Fremde litt, Not des Leibes und der Seele, als er, der unermüdliche und ſtrebſame Arbeiter, wegen nicht genügender Fähigkeit aus jenem alten engliſchen Fabrikgeſchäft für lederne Polſtermöbel an die Luft geſetzt wurde. Und gerade in dieſem Geſchäft hatte es ihm am beſten behagt, hier hatte er nicht nur feine und kenntnisreiche Genoſſen, ſondern auch den verhältnismäßig beſten Erwerb gefunden. Dann kam die längſte Pauſe der Arbeitsloſigkeit. Um ſie abzukürzen und nicht ganz zu verhungern, nahm er in der reichen Rieſenſtadt die gemeinſten Handarbeiterdienſte an, die ſich gerade boten . . .

Wie er ſich endlich, nach neunjährigem Wandern und Kämpfen, im Auslande zur Heimkehr entſchließen mußte, hatte er nichts weniger als ein Gefühl reiner Befriedigung. Und der Gedanke des Wiederſehens daheim und des Wiedereintretens in die alten, engen heimiſchen Verhältniſſe erfüllte ihn mit Bangen. Er war ja doch über Alles hinausgewachſen . . .

Seine Genoſſen rieten ihm ab. „Nur nicht nach Deutſchland zurück, wenn man einmal freie Luft in England geatmet. Das thut nicht gut. Im Reich Bismarcks und ſeines Ausnahmegeſetzes kann kein klaſſenbewußter Arbeiter ſchnaufen, geſchweige ſich als ganzer Menſch fühlen. Er wird ausſpioniert, verfolgt und gehetzt, ſobald er eine ſelbſtändige Meinung von ſich gibt, die den Anderen nicht ganz in den Kram paßt! Er hat keine frohe Stunde mehr.“

Und ein anderer, ein Norddeutſcher, ein verkrachter Studierter, der in England als tapferer Lebenspraktiker gelernt hatte den ganzen Buchgelehrtenwahn und akademiſchen Bildungszopf an den Nagel zu hängen, bemerkte: „Det is ſchon dem ollen Humboldt klar jeworden,

der uns den weisen Spruch hinterlassen hat: „In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, eine Dummheit abzuschaffen, eins, um sie einzusehen, und eins, um sie zu beseitigen! Nee, mein Jutester, wollen Sie mir nich' glauben, so thun Sie dem Onkel Humboldt den Jefallen, der war Jeheimrat und Professor und kannte den Rummel. Respekt vor Bayern und seinem echten Bier, aber an der Spitze der Zivilisation marschierts deswegen noch lange nich'. Bleiben Sie man mal schön ruhig bei uns in London und werden Sie nich' gleich sentimental, wenn Muttern daheim Klagelieder singt, die Schwester graue Haare, aber keenen Mann kriegt, der sie unter die Haube bringt, und der werte Herr Papa — — Nee, was deklamiere ich Ihnen da blümerante Familienromantik vor? Sie bleiben hier und damit basta."

Aber er blieb nicht, durfte nicht bleiben. Zu innig waren die Banden des Blutes und des Gefühles, die ihn an die alte Heimat fesselten. Darüber half die radikalste Redensart der neumodischen Geister nicht hinweg. Zwar war in diesen neun Jahren manche Empfindung blasser geworden, und manche ererbte Stimmung, manche alte Lebensansicht hatte Glanz und Schimmer verloren. Allein — trotzdem!

Er mußte die Probe auf die Wahrhaftigkeit aller dieser trüben Berichte, die aus dem Elternhause kamen, persönlich, sozusagen an seinem eigenen Leibe machen. Mit seinen eigenen Händen mußte er die Dinge greifen. In unmittelbarstem Zusammensein mit Eltern Geschwistern und Verwandten mußte er die Bilanz der Kraft ziehen und zwischen sich und den Seinigen klare Rechnung machen, um endgiltig zu wissen, was sie ihm und was er ihnen noch sein konnte in dieser sich so stürmisch verändernden Welt. Jawohl, obzwar nur ein einfacher Handwerker mit einer miserablen Schulbildung, was hatte er in der anderen, gründlicheren, unermeßlich ehrlicheren und strengeren Schule, in der des wirklichen Lebens — was hatte er da in diesen neun Jahren nicht alles weg- und zugelernt! Wie waren ihm da die Schuppen von den Augen gefallen, die Sinne scharf und das Herz fest geworden!

Gleichwohl mußte er daheim alles noch fürchterlicher und unerträglicher finden, als er sich's draußen gedacht. Viel Schlimmes,

das ſich mittlerweile zum Entſetzlichen entwickelt und unausrottbar in alles Lebendige eingefreſſen, war ihm im Auslande überhaupt aus der Vorſtellung entſchwunden oder wirkte nur noch ganz ſchwach mit verminderter Kraft auf ſeine Phantaſie oder erſchien ihm als eine menſchliche Notwendigkeit und Thorheit, über die man ſich als gereifter Menſch lächelnd hinwegſetzen konnte.

Wenn er z. B. in ſeiner geräumigen, luftigen, hellen Werkſtatt an der Themſe oder in dem ſchönen Vereinshaus ſeiner Londoner Gewerkſchaft ſich zurückdachte in die enge, ſchmutzige Bude an dem ſtinkigen Bach im Lehel, der verwahrloſteſten Vorſtadt von München, in die windſchiefe Hütte, die ſein elterliches Stammhaus bildete! Wie da in dem Winkelwerk der zwei, drei Räume alles durcheinander kugelte in heilloſer Unordnung, Menſchen und Tiere, Hausrat und Handwerkszeug, altes Gelump und neue Ware — die Luft erfüllt von Dunſt und Staub, die winzigen Fenſterſcheiben erblindet oder zerſchlagen und mit Papier überklebt, die wurmzernagten Thüren ſchief in den Angeln . . . Zuerſt fünf Kinder, nur ein Jahr eins vom andern im Alter entfernt, ſchlecht gefüttert, ſchlecht gekleidet, ſchlecht erzogen, den ganzen langen Winter kränkelnd, in ſchmutzigen, zerfetzten Betten . . . Die Mutter immer in Sorgen und Aufregung und übelſter Laune, daß die ganze Hütte widergellte von ihren Klagelauten und Schimpfereien von früh bis ſpät. Ja, die gute Mutter hatte wohl ein unendlich hartes Loos, aber das wurde doch nicht im geringſten dadurch erleichtert, daß die Arme in einemfort ſchimpfte und fluchte und die roheſten Worte förmlich herausſpie . . . Und beim fünften Kind ſtarb ſie im Wochenbett . . . Und der Vater, dieſer wunderliche Heilige mit ſeinem unerſchütterlich gleichmütigen „Es muß ſein!“ — Dieſer ſtoiſche Philoſoph auf dem Schuſterſtuhl, er hatte noch nicht genug, er nahm ſich ein zweites Weib und zeugte neue Kinder, die ſo wenig zu nagen und zu beißen hatten, als die bereits vorhandenen. Eine Stiefmutter, viel zu jung und viel zu frech . . .

So wuchs die armſelige Familie heran in Not und Elend aller Art.

Die älteren Knaben, einmal dem Zwang der Volksſchule entronnen, mußten in die Lehre oder in die Fabrik, die Mädchen hinunter ins Wäſcherinnenviertel als dienſtbare Gehilfinnen für alles. Die

Stiefmutter konnte die Kinder erster Ehe nicht schnell genug vom Halse haben; sie erleichterte ihr Herz in noch wüsteren Schimpfereien, als ihre Vorgängerin zu thun pflegte. Da war alles „Bankert" und „Schwein" und „Aas" und „Schindluder" — und der philosophische Vater selbst auf seinem Schusterstuhl bekam täglich seine Portion von Ehrentiteln von der geliebten Gattin ins Gesicht gespuckt: „Troddel", „Schafskopf", „Rindvieh", „Esel", „alter Gauner", „Pazzi". Er duckte sich, zog die Schultern auf und murmelte: „Es muß sein".

Eine seltsame Natur, vollgepropft von Illusionen. Er verlor seine Zähne, seine Haare, sein Leib wurde immer dürrer, sein Buckel immer schiefer, nur seine Illusionen blieben vollzählig, stramm, frisch und grün. Er glaubte an die Geistlichen, welche in den Gesellen- und Männer-Vereinen der Vorstadt herrschten und bei den Wahlen herumschwadronierten, wie an richtige Volksbeglücker. Die politischen Aufschneidereien der Patrioten und Geldsackkatholiken nahm er für baare Münze. Wenn dann die Skandale losplatzten, der Schwindel auftam, die ganze Moral und Politik dieser „Führer" sich als eitel Dunst erwies, ihren groben Eigennutz und ihr unchristliches Leben zu verhüllen, da lächelte er mild vor sich hin: „Es muß so sein."

Sein zweites Weib kam dann in eine entsetzliche Wut und zeterte: „Du Schlappschwanz, du . . . ! Ja, wenn ihr armen Tröpf' von Männern keine solche Stallhasen wär't, mit der ganzen Schwindlerbande wär' längst aufg'räumt. In die Isar soll man sie schmeißen, wie verreckte Hunde, dann wird's besser in der Welt. Aber vorher soll man ihre Sünd' und Schand' aufdecken, in alle Zeitungen soll man ihre Sauereien schreiben, leibhaftig soll man sie im Theater spielen, mit den rechten Namen dazu, dann wird den Leuten ein Licht aufgeh'n. Aber es is' nix und wird nix, weil ihr Anderen elendige Schlappschwänze seid" . . .

Die Buben rissen bei solchen Wutreden der Stiefmutter Nase, Augen, Mund und Ohren auf, während der Vater ruhig seinen Draht wichste und sich sein „Es muß sein!" dachte. Der Dreck gehört nun einmal zum Leben, wie das Pech zum ehrsamen Schusterhandwerk. Da war weiter nichts zu machen.

Während Xaver bei seinem Firmpathen und weitläufigen Vetter in der Vorstadt Au, der gleichfalls Schuhmacher vom alten kleingewerblichen Schlage, wenn auch in günstigeren Familien- und Vermögensverhältnissen, war, seine Lehrzeit beendigte, mußten seine älteren Brüder bei'm Militär einrücken. Der eine, Max, fiel einem leberkranken Soldatenschinder in die Hand und kam als Dreiviertelskrüppel wieder heim; der andere, Ludwig, ein liebenswürdiger, nervöser Mensch, starb an einem Hitzschlag bei'm Exerzieren in glühender Augustsonne. Der Jammer war groß in der Familie. Eine Zeitlang blieb der Vater ganz stumm, nicht einmal sein Leibwort kam ihm über die Zunge. Es war zu schrecklich, erwachsene Söhne, die eine wirkliche Stütze der Familie hätten werden können, so im Dienste für's Vaterland hingeopfert zu sehen — mitten im Frieden, ohne Grund und Ursach' und Nutzen.

Max erholte sich allerdings wieder so weit, daß er als Aushilfsmaurer mit Ach und Krach in Arbeit gehen konnte. Aber wie schlecht war der Lohn, und wie immer unzulänglicher wurde bei den steigenden Preisen für den Lebensunterhalt der Erwerb des Vaters.

Jetzt mußte sich selbst die Mutter um einen Platz außer dem Hause umsehen, um einiges Baargeld zu verdienen, fand aber lange nichts, bis sie endlich als Zugeherin bei einem alten Herrn Pensionisten in der Nachbarschaft, einem übelberüchtigten ausschweifenden Geizhals, täglich einige Stunden Beschäftigung erhielt um mageren Lohn. Er muß sich oft scheußlich gegen sie aufgeführt haben, denn sie kam ganz toll und verrückt heim, bis oben voll Wut und Ekel. Allmählich gewöhnte sie's. Als er plötzlich starb, kein Mensch wußte wie, man fand ihn einfach tot im Bett — hatte er die brave Aushilfsfrau nicht einmal ins Testament gesetzt, der Schmutzian.

Der Vater mußte sich auf's äußerste anstrengen, um von den Kunden Bezahlung zu erhalten. Meist selbst arme Teufel, wollten sie die Sachen auf möglichst langen Pump haben. Ein gräßliches G'frett.

So ging's jahraus jahrein in Elend und Not. Obschon kaum an irgend etwas noch gespart werden konnte, war man doch gezwungen, an neue Ersparnisse zu denken. Der Staat verlangt

Steuern, die Stadtgemeinde verlangt Abgaben — und nicht wenig! Pfarrer, Lehrer, Doktor und Apotheker zehren an dem schmalen Familienbissen mit, wie soll man da auskommen? Es muß sein! Natürlich muß es sein, aber es ist danach.

Also neue Einschränkungen. Es darf nicht mehr so viel Brod gegessen werden. Der Verbrauch an Holz und Kohlen im Winter muß noch mehr eingeschränkt werden. Gegenstände der Körperpflege wie Seife und dergleichen müssen ganz aufgegeben werden. Entbehrliche Sachen aus der besseren alten Zeit, wie Spiegel, Leuchter, einige vergessene alte Hochzeits- und Pathengeschenke, die in der großen Familientruhe unterm Dache schlummerten, werden hervorgesucht und ins Leihhaus oder gleich zum Tändler getragen, um einen Spottpreis. Die Krämer in der Nachbarschaft wollen nicht mehr borgen. Das ganze Leben ist schon eine unausgesetzte Entbehrung, und doch muß man sich an jedem neuen Tag fragen: Was können wir heute entbehren, damit wir uns morgen durchbringen? Das Unmögliche wird möglich gemacht. Unglaublich. Es muß sein. Man sieht, wie's die Reichen treiben — Herrgott, haben es die gut. Die Reichtümer wachsen von selbst, zusehends. Die Stadt verschönert sich. Ueberall mehrt sich der Luxus, die Pracht, das Wohlleben. Die Straßen wimmeln von eleganten Spaziergängern, von kostbaren Karrossen, von üppigen Vollblutspferden . . . Und die Armut der Armen wird täglich entsetzlicher. Wie zerschundene Lasttiere keuchen sie einher, das Joch der Knechtschaft und des Elends im Nacken . . .

Unter solchen Umständen war Xaver vor neun Jahren auf die Wanderschaft gegangen. Ein Herzfehler hatte ihn militärfrei gemacht.

„Die Welt steht Dir offen," sagte der Firmpathe und Lehrherr in der Au, als der Handwerksbursch kam, Abschied zu nehmen. „Da, nimm' die Wegzehrung", und er drückte ihm ein Zehnmarkstück in die Hand. „Später werden wir weiter sehen. Ade!"

Lene weinte ihm sogar ein gefühlvolles Thränlein nach.

* * *

Und Lene, die damals fünfzehnjährig und frisch wie Milch und Blut und als einzige Tochter voll Uebermut und das verhätschelteste Wesen im ganzen Haus, wie fand er sie bei der Rückkehr nach neun

Jahren? Abgelebt, mit runzeligem Geſicht, trüben Augen und gelben Zähnen — und einem dicken Bauch. Der Urheber dieſes Wachstums, ein lüderlicher Bürgersſohn, hatte ſich aus dem Staube gemacht, hinüber ins Jenſeits. Da war ihm keine Möglichkeit mehr, der Bethörten die entriſſene Ehre durch eine prompte Heirat wieder zurückzuerſtatten.

Wie der Alte auch wütete und ihr die geballte Fauſt unter die Naſe drückte, das beſſerte nichts. Lene wurde von Tag zu Tag ſtumpfſinniger in ihrem Herzeleid. Erſt bei der überraſchenden Rückkehr Xavers, als der erſte Schreck und die erſte Scham überwunden, ging es wie Feuer durch ihre Augen und überſtrahlte ihr Geſicht: „Xaver, ganz ſo lieb und gut wie ehemals, ganz ſo ſiehſt aus, nur ſtärker und mannhafter. I' hab' ſo viel an Di' denkt . . !!

Proſit Mahlzeit. Er merkte den Braten. Aber ſein Appetit ſtand auf dem Nullpunkt. Und nun reimte er ſich zuſammen, was die konfuſen Jeremiaden ſeines Pathen und Lehrherrn in den letzten Briefen nach London und die freigebige Zuſendung des Reiſegeldes für die Rückkehr bedeuten ſollten.

Wie er ſeinen Vater und ſeine Stiefmutter wiedergefunden und den ganzen Haushalt, in dieſer vollſtändigen Entblößung von aller ſittlichen Energie und achtbaren Menſchlichkeit — nein, der Anblick einer Londoner Kloake war nicht widerlicher. Und doch, das war ſein leiblicher Vater, das war ſein angeſtammtes Elternhaus, das war der Boden, dem er entwachſen — und kein ſchlechter Wille, die Alltagsnot allein hatte das aus ihnen gemacht. Aller Unflat und alles Gift wurde durch die Verhältniſſe hineingetragen und auf einen Haufen zuſammengedrückt, bis alles davon verdorben und verfault war, ein moraliſcher Seuchenherd. Mit dem Geſchäft war's ſo gut wie ganz vorbei: der Vater hatte eingewilligt, daß ſein Weib auf der Polizei eine Karte nahm . . .

Die Schweſtern waren fort, ſeit einigen Jahren, kein Menſch wußte wohin. Nur die älteſte Stiefſchweſter Anna war im Haus mit einem Kind unbekannter Vaterſchaft, einem zweijährigen Blondköpfchen, blutarm, ſkrophulös. Und unter dem Dach lag Bruder Max auf dem Siechbett, ein Opfer der Soldatenſchinderei und harter Maurerarbeit in Wind und Wetter bis zur Erſchöpfung. Er konnte

kein Glied mehr rühren, so hatten ihn die Krämpfe zugerichtet. Ein lebendiger Leichnam. Blödsinnig starrte er den heimgekehrten Bruder an und brachte kein einziges verständliches Wort heraus. Der Vater stand daneben, altersschwach, verschrumpft, in seinem struppigen weißen Bart, aus dem ein Gesicht voll Kümmernis herauskränkelte: „Wir haben alles gethan, was möglich ist, es muß sein.“ Und er strich mit seiner großen, grobknochigen, zitterigen Pechhand dem Gelähmten wie liebkosend über den Kopf . . .

Wie es Nacht war, hinaus aus dieser Stätte des Jammers und an der Isar, der brausenden, ewig frischen und gesunden, hinauf und hinab, um sich durch ihr wildfröhliches Rauschen die fürchterlichen Gedanken im Kopf und die mörderischen Empfindungen in der Brust übertäuben und niederzwingen zu lassen. Kaum wagte er einen Blick auf seine Vaterstadt mit ihren Tempeln und Monumenten und Kunstbauten, und wie sie gewachsen war in Größe und Schönheit nach allen Seiten, überquellend von Kraft und Reichtum. Nein, der Gegensatz schnitt ihm zu tief in die Seele . . .

Dann wieder hinüber in die Au zu seinem Pathen und Lehrherrn, der, abgesehen von dem Unheil, das seiner Tochter widerfahren, in Wohlstand gediehen war die Zeit über und gewachsen an Einfluß und irdischem Gut, ein Häuptling der zünftlerischen Bewegung im Kleingewerbe.

„Ich will hoffen, Xaver, daß du ein Christenmensch blieben bist mit dem Herz'n auf'm rechten Fleck. Einen Sozi können wir nicht brauchen. Daß Du da bist und bleibst, soll uns allen zum Glück ausschlagen, verstanden?“

„Ich weiß nicht, Herr Vetter —“

„Freilich weißt' nicht alles. Das mußt Dir aber gleich merken, daß es Deine Leut' mir zu danken haben, daß sie überhaupt noch schnaufen können, verstanden? Lass' es drunten im Lehel gehen wie's geht, vorläufig wenigstens, da ist nit viel zu richten. Du kommst zu mir. Mein Haus steht Dir offen. Ich werde älter und bin viel in Anspruch g'nommen von der Politik und dem andern, verstanden? Ich brauch' eine rechtschaffene Stütze. Du übernimmst mein G'schäft, aber bald, und das andere —“

„Ich weiß nicht, Herr Vetter," fuhr Xaver wieder dazwiſchen, vergeblich wie vorhin. Der Redeſtrom ſchlug über ihm zuſammen und ſeinen Einwänden.

„Brauchſt weiter nix zu wiſſen. Du biſt der rechte Mann zur rechten Zeit. Es muß ſein, wie Dein Vater zu ſagen pflegt, verſtanden? Oder biſt in der Fremde gar ſo ein Schleckermaul 'worden, daß ſogar ich, dein alter Vetter, Dir nimmer gut g'nug bin?"

„Das nicht, aber — "

„Kein aber, wenn ich bitten darf, Xaver. Siehſt, die Lene iſt eine gute Haut und Du biſt eine gute Haut, es läßt ſich alles einrichten" . . .

„Wenn's ſein muß", ſtotterte Xaver.

Hanns von Gumppenberg.

I.

Die arme Mila.

Eine Lebensstudie.

Seit ihrem achten Jahr schon kenne ich sie: und nur weil ich sie schon so lange kenne, kann ich mir meine besonderen Gedanken über sie machen. Es ist ein großer Zeitraum — jetzt geht sie ins achtundzwanzig'ste und ich habe sie nie aus den Augen verloren.

Damals war sie ein Kind seltsamer Art, die „wilde Mila", wie man sie unwillkürlich in der Familie wie unter ihren Gespielen nannte. Ueber ihr Alter hinaus fast üppig entwickelt gab sie sich jedem Trieb, jeder Laune mit unbändigster Ausgelassenheit und rücksichtslosestem Eigensinn hin. Da half keine „Erziehungsmaßregel" seitens der sonst ziemlich energischen Mutter; der Vater, ein Kaufmann, war schon tot: er hätte aber wohl auch nichts ausgerichtet. Es war einmal in ihr, und man konnte ihr's nicht austreiben. Was sie jedesmal wollte, das mußte sein. Selbst die gleichaltrigen Jungen, die gelegentlich zum Spielen ins Haus kamen, prügelte sie barbarisch durch, wenn sie ihren Einfällen nicht pariren wollten. Sie war der reine Satan — aber ein lachender: all' die Teufelei machte ihr Spaß und Behagen. Da blinkten ihre weißen Zähne, da warf sie ihre Haare zurück, die am Mittag in verwirrten Strähnen herabhingen, wenn sie Morgens noch so brav geordnet waren — da leuchteten ihre Augen vor eitel Lust und Vergnügen.

Mir war der Wildfang nie recht angenehm, so lebhaft er mich auch interessirte. Es lag in der kleinen Mila mehr als die übersprudelnde Lustigkeit eines gesunden Kindes: etwas wie Gemüthlosigkeit, ja Rohheit trat deutlich hervor, wirkte häßlich und abstoßend. Und doch war sie nichts weniger als verzogen. Mutter Bergmann

war von jeder Affenliebe frei: man mußte das um so mehr anerkennen, als Mila für ein schönes Kind gelten konnte, mit ihren großen braunen Augen, den langen dunklen Flechten und dem prächtigen Wuchs. Offenbar lag alles in dem Kinde selbst. Vielleicht als ein Erbteil des Vaters, der ähnlich veranlagt gewesen sein soll.

So tollte die kleine Barbarin ihr junges Leben weiter, zügellos, unbekümmert, nur ihrer augenblicklichen Laune lebend — bis in ihr zwölftes Jahr.

Da, an einem wolkenlosen Sonntag im Frühsommer, trat der Wendepunkt ein. Mila hatte — ohne Respekt vor dem Feiertag — große Wäsche für ihre beiden Lieblingspuppen: gegen Abend war sie fertig, und stieg auf das kleine Vordach hinaus, welches vor den Fenstern der Wohnung lag, um all' die triefenden Herrlichkeiten zum Trocknen aufzuhängen. Die Sonne stand schon tief, und auf dem Vordach, das in das Winkelwerk der Rückgebäude eingeklemmt lag, war es sehr kühl und zugig. Mila, vom Eifer ihrer Beschäftigung erhitzt, hatte die Arme nackt und nur ein leichtes Sommerkleid an. Als sie zurückkam, befiel sie ein starker Frost. Die Mutter brachte sie zu Bett: und in der Nacht lag sie bereits im heftigsten Fieber. Zugleich klagte sie, die sonst gewiß nicht wehleidig war, über empfindliche Schmerzen im linken Arme.

Für Mutter und Kind folgten jetzt traurige Zeiten. Der Arzt konstatirte als Folge der Erkältung eine sehr bedenkliche Erkrankung der Knochenhaut. Mila litt unsäglich — minder kräftige Naturen wären erlegen. Monate hindurch schwebte sie zwischen Leben und Tod — endlich mußte man sich zu einer Operation entschließen: der kranke Arm wurde aufgeschnitten, und ein Teil des Armknochens, der in Fäulnis übergegangen war, herausgesägt. Als das glücklich überstanden war, mußte Mila schwerkrank noch über ein halbes Jahr das Bett hüten, unermüdlich von der Mutter gepflegt.

Da sie die ganze Zeit nur auf der einen Seite zu liegen vermochte, kam ein anderes, noch schlimmeres Uebel dazu. Der rechte Oberschenkel wurde durch das lange Liegen wund: und da die Säfte ihres Körpers vergiftet waren, entstand ein zweiter gefährlicher Eiterungsheerd, der die Kunst des Arztes und Mila's bildende Kraft noch mehr

in Anspruch nahm. Endlich — nachdem beinahe ein Jahr vergangen war — konnte sie wenigstens wieder aufstehen: aber der linke Arm war steif und der rechte Fuß bedeutend kürzer geworden, so daß sie sich nur mit Mühe fortbewegte. Auch dauerten die Schmerzen in den kranken Gliedern leise quälend fort.

Mit dem Mädchen war eine durchgreifende Aenderung vor sich gegangen. Die bleiche, abgemagerte und unbehülfliche Leidensgestalt machte nur den geringen Theil davon aus: weit mehr fiel die innere Wandlung auf, die sich mit Mila vollzogen hatte. Daß ein so schweres Leidenslager ihr überschäumendes Temperament dämpfen mußte — daß sie bedeutend stiller geworden war, konnte freilich nicht überraschen: wohl aber eine ganz entschiedene Richtung des Charakters und der Neigungen, die sich bei ihr eingestellt hatte. Das Rohe und in seiner gewöhnlichen Aeußerlichkeit Abstoßende ihres Wesens schien vollkommen zurückgedrängt: wie eine Veredlung war es über sie gekommen. War früher niemals eine feinere Regung, eine schönere Gemüthswallung an ihr zu bemerken, so traten jetzt bei jeder Gelegenheit herzliche und liebenswürdige Züge solcher Art an ihr hervor: in erster Linie der aufopferungsvollen Mutter gegenüber. Für Musik, Kunst und Dichtung, für jede geistige Anregung, alles Innerliche des Lebens überhaupt, bewies sie jetzt wachsende Teilnahme: oft, wenn sie müd und matt im Lehnstuhl lag, mußte ihr die Mutter — eine treffliche Pianistin — vorspielen, und ganz seriöse Stücke hörte sie am liebsten. Ebenso eifrig begann sie jetzt zu lesen: sie, der man früher zu Weihnachten kein Buch schenken konnte, und wenn es für Andere noch so unterhaltlich war.

Von den verschiedenen Verwandten, Freunden und Bekannten wurde Mila allgemein bedauert. Die Besuche, sobald solche wieder möglich waren, gestalteten sich zu einer fortwährenden Beileidsbezeugung, wenn man das „arme Kind" so in der Stube umherhumpeln sah. Mila verharrte dabei in der ruhigen Stimmung, welche sie seit der Krankheit zeigte, und war offenbar — was oft ganz seltsam erscheinen mußte — durch das ewige Betonen ihrer Lage keineswegs niedergedrückt. Der Mutter aber machte jener

geſchwätzige Jammer des Mädchens halber Beſorgniſſe, abgeſehen davon, daß er ihr ſelbſt in der Seele zuwider war. Weil ſie nun anderſeits die Teilnahme der Leute nicht vor den Kopf ſtoßen wollte, griff ſie nach dem Mittel, den Beſuchen wenigſtens eine andere Richtung zu geben. Sowie es mit Mila einigermaßen beſſer ging, veranſtaltete ſie kleine geſellſchaftliche Unterhaltungen, wovon ſie, eine zurückgezogene Frau, früher keine Freundin geweſen war. Bei dieſen Zuſammenkünften wurde muſicirt und deklamirt; neue leiſtungsfähige Elemente traten gelegentlich hinzu, und bald hatte ſich ein künſtleriſch-dilettantiſcher Kreis von ziemlich engem gegenſeitigem Anſchluß um die Kranke gebildet.

So ging es fort, bis in Mila's ſechzehntes Jahr. Die Schmerzen ſchwanden immer mehr, endlich vollſtändig: der Arm gewann ſeine Beweglichkeit faſt ganz zurück. Die Wunde am Schenkel ſchloß ſich endlich, und nur der kürzere Fuß erinnerte noch auffallender an die überſtandene Leidenszeit. Mit der fortſchreitenden Beſſerung blühte auch Mila's Körper — jetzt zu reifer Jungfräulichkeit — auf: ihre Wangen rötheten ſich wieder, ihre Augen wurden leuchtend und feurig. Was ſie als Kind verſprochen, das hielt ſie in der That: ſie war eine Schönheit von wahrhaft ſüdlicher Gluth geworden. Gleichzeitig aber — je geſünder ſie wurde — kehrten in der auffallendſten Weiſe ihre alten, oberflächlichen und häßlichen Charaktereigenſchaften zurück, indem das Vornehme, das Geiſtige und Gemüthvolle, was ſie in ihrer Leidenszeit an ſich gehabt, allmählich ſich wieder verlor. Noch heute erinnere ich mich genau an eine peinliche Scene, deren zufälliger Zeuge ich war: ſie geriet ihrer Mutter gegenüber wegen einer bedeutungsloſen Nichtigkeit in Zorn, und jenes Gewöhnliche ihrer Natur trat wieder ſo abſchreckend hervor, daß ich mich über den Beweis von Geſundheit, der darin lag, gar nicht mehr recht freuen konnte . . ich machte mir damals beinahe Vorwürfe.

Den Bekannten freilich fiel dieſe Rückwandlung nicht beſonders auf. Sie konnte ja jetzt wieder für „normal" gelten, und paßte in die Welt: ein künſtlich erhöhter Stiefel ließ den einzigen deutlichen Mangel ihrer Erſcheinung, den kürzeren Fuß, faſt ganz verſchwinden. Ein blendend ſchönes Geſchöpf, wußte ſie durch aufgewecktes Geplauder über künſtleriſche Dinge zu feſſeln, wenn das-

ſelbe auch jetzt ſehr auf der Oberfläche blieb, und das geſellſchaftliche Treiben ſelbſt ihr entſchieden mehr am Herzen lag. Sie zeigte deutlich, daß ſie um ihre Schönheit wußte — ſie verrieth die fieberhafte Begier, als „Stern" anerkannt und gefeiert zu werden. Dem feineren Geſchmack wurde ſie von Tag zu Tag unausſtehlicher. Die große Mehrzahl der Leute aber beglückwünſchten ſie, und viele begannen ſie bereits zu beneiden.

Mila war neunzehn Jahre alt, als ein künſtleriſcher Wandervogel, ein junger ungariſcher Maler, als Zimmerherr bei Frau Bergmann einmiethete. Alexander Pokorny war hübſch im Geſchmack des Modejournals, feſch und manierlich, temperament- und talentvoll — kurz, ein Menſch mit allen Eigenſchaften, die geſellſchaftlich Gefallen erregen können. In der leichten Manier ſeiner Landsleute ſchloß er ſich raſch näher an den ſchon beſtehenden Cirkel an: die Muſik war das Hauptbindemittel, denn Pokorny war als echter Ungar ein vorzüglicher Geiger: die wilden, excentriſch-ſprunghaften Weiſen ſeiner Heimat — von Mutter Bergmann auf dem Klavier begleitet — bildeten nun die Seele der gewohnten Abendunterhaltungen. Bald lootſte Pokorny ein Halbdutzend ſachgenöſſiſcher Landsleute in den Cirkel, die gleichfalls mit unerſättlichem Nationalgefühl mitgeigten. Ziemlich raſch ſtellte ſich eine ausgeprägte Tyrannis heraus: Die ungebundene Bohème der Pußtenſöhne zog als jüngſte Mode den ganzen Kreis in ihren Bann — um ſo ſchneller, als Mila in dieſer Art berauſchter Ausgelaſſenheit ſich äußerſt behaglich fühlte.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Liebe in dem neuentdeckten Zigeunerparadies ſich früh genug einſtellte. Eine ſtarke ſinnliche Neigung zu Pokorny bemächtigte ſich Mila's: ſie gab ſich ihr mit gewohnter Zügelloſigkeit hin. Pokorny ſeinerſeits reagirte lebhaft: obſchon ihn die Sache offenbar etwas kühler ließ — er war verwöhnt, und ſie hatte ihm zu wenig Chic — wollte er ſich doch das Intereſſante und Anregende eines ſolchen überdies bequemen Verhältniſſes nicht entgehen laſſen. Um öfteres Alleinſein unter vier Augen zu ermöglichen, heckte Mila die Idee aus, bei Pokorny Malunterricht zu nehmen. In dieſem Gedanken verſuchte ſie, eine ſeiner Zeichnungen zu kopiren: es gelang leidlich. Tags darauf verſicherte Pokorny der Mutter ſehr ernſthaft, er habe an Mila ein entſchiedenes

Künſtlertalent entdeckt, und es wäre „ſerr" ſchade, wenn ſie ſich nicht ausbilde. Er mache ſich ein Vergnügen daraus, dieſe Mühe zu übernehmen. Mutter Bergmann, welche keine große Beobachterin war und das Verhältnis der Beiden nicht ernſter auffaßte, gab ihre Einwilligung: ſie war ja froh, wenn Mila Freude an etwas hatte.

Fortan waren die Beiden faſt täglich zuſammen. Da wurde dann ſehr wenig und flüchtigſt gezeichnet und gemalt, und ſehr viel „auf ungariſch" geſchmachtet, geſeufzt und geküßt, Cigaretten geraucht und Wein geſchlürft, bis in einem angenehmen Sinnentaumel jeder Gedanke dahinſchwand und von allem Gefühl nur ein trunkenes, prickelndes Schwirren der Nerven zurückblieb . . .

Auf dieſe Weiſe trieb Mila's Leben Monate dahin. Sie wußte eigentlich nicht recht, ob ſie glücklich oder unglücklich war: ſie wußte überhaupt nichts Beſonderes mehr von ſich. Von ihrer ganzen Perſönlichkeit hatte ſie nur ein wenig Eitelkeit und das Fleiſch zurückbehalten, das ſich geſtreichelt und kätzchenhaft behaglich fühlte.

So war es wieder einmal Mai geworden. An einem ſchönen Tage wurde von der ganzen ausgelaſſenen Geſellſchaft eine Landpartie in ein benachbartes Thal beſchloſſen. Das Wetter war herrlich, und der Ausflug nahm den allerlebhafteſten Verlauf. Man tollte und ſcherzte und balgte ſich im Wald herum: und Mila war eine der Wildeſten. Endlich, ſchon ſpät Abends, ſchwärmte man an den Fluß hinab, bemächtigte ſich — trotz Mutter Bergmann's halbängſtlicher Einſprache — einiger Kähne, und ſetzte die Tollheit zu Waſſer fort. Aber die Kähne rächten ſich bitter für den Ueberfall: ſie erwieſen ſich als äußerſt altersſchwach — langſam, aber unerbittlich drang das Waſſer ein. Uebermüthig wie das junge Volk war, ſuchte es, wenn auch mit naſſen Füßen, die Fahrt noch eine Weile fortzuſetzen: zuletzt aber mußte man der zwingenden Nothwendigkeit weichen und — ſtark durchnäßt — an's Land zurückkehren.

Mutter Bergmann, die unruhig das Ufer gehütet hatte, trieb zur Eile: es war höchſte Zeit, wenn man, wie verabredet war, den vorletzten Zug nach der Stadt noch erreichen wollte. Man lief und hetzte ſich ab: trotzdem kam man zu ſpät.

Eine halbe Stunde noch bis zum letzten Zug — was anfangen? Das nächſte beſſere Gaſthaus war zu weit entfernt: man entſchloß

ſich, die Wieſen längs des Perrons auf- und abzuſpazieren. Mila, ſehr müde und abgehetzt, ging langſamer als die Andern an Pokorny's Seite: die Erregung, mit ihm zuſammen zu ſein, betäubte ein ſtarkes körperliches Unbehagen. Der Thau war gefallen: es wurde neblicht und feucht . . .

* * *

Wenige Wochen darauf ging ich zu Bergmann's, um nach Mila zu ſehen, die wieder krank zu Bette lag. Sie hatte ſich an jenem Abend ſchwer erkältet: ein Rückfall ihres Leidens war die Folge.

Unten am Hausthor begegnete mir Pokorny nebſt einem Packträger, der ſeinen Koffer trug. Auf meine Frage erklärte er, einer längſt gehegten Abſicht gemäß auf Monate nach Paris zu wollen: wann er wiederkomme, und ob er dann nicht überhaupt gleich in ſeine Heimat zurückkehre, wiſſe er noch nicht. Er machte mir einen leereren Eindruck als jemals. Als ich mich nach Mila's Befinden erkundigte, zuckte er die Achſeln, und äußerte ſich recht kühl, wie über eine Fremde. Sie war ja wieder krank — nicht mehr „normal": ſie konnte ihn nicht mehr anregen. Wir verabſchiedeten uns ſehr förmlich.

Oben traf ich Mila auf ihrem alten Schmerzenslager, bleich wie ehedem, und die Mutter bei ihr. Die Kranke reichte mir ſtumm die Hand, mit einem ganz eigenthümlich bitteren Lächeln, und ſah mich mit den Augen eines verwundeten Reh's an. Sie hatte geweint — ich konnte mir denken, warum. Der Schenkel war wieder aufgebrochen: man erwartete neuerdings das Loslöſen kranker Knochenteilchen. Sie hatte wieder harte Schmerzensnächte gehabt, wie die Mutter mir klagte. Während des Beſuchs ſuchte ich Mila ein wenig aufzuheitern — ſie gab mir aber faſt keine Antwort. Immer ſah ſie an mir vorüber in's Leere. Sie ſchien über etwas nachzudenken, einen beſtimmten neuen Gedanken immer ſchärfer faſſen zu wollen: und ein Zug in ihrem Geſicht bezeugte, daß jenes Neue ihr ſchon zur Hälfte klar war . .

Als ich ging, hörte ich noch durch die Thüre, wie sie die Mutter bat, ihr etwas vorzuspielen.

* * *

Seit jenem Besuch sind wieder Jahre vergangen: Jahre des Duldens für Mila. Als die Schmerzen am Oberschenkel einmal unerträglich zu werden drohten, mußte sie sich einer zweiten, lebensgefährlichen Operation unterziehen. Der Arzt legte dabei den Knochen bloß, und schabte das Kranke weg, so weit es möglich war. Mila's starke Konstitution rang sich abermals durch: Mutter Bergmann, welche ganz in ihrer Pflege aufging, hatte freilich einen Hauptantheil daran. Nach der Operation machte das Leiden eine kleine Pause: bald aber begann es wieder leise zu wühlen, indem von Zeit zu Zeit immer noch kleine, kaum sichtbare Splitterchen abgestoßen wurden und durch die Wunde sich einen Ausweg bahnten. „Es kann noch zehn Jahre dauern!" meinte der Arzt.

Worüber Mila damals nachdachte, weiß ich nun; sie ist wieder so geworden, wie nach ihrer ersten Krankheitszeit, aber das Veredelte ihres Wesens tritt noch viel merkwürdiger hervor: denn es ist jetzt augenscheinlich Bewußtsein darin — ein Bewußtsein, das mit klarem und festem Willen in einer Sphäre verweilt, die es als die beste und angemessenste erkannt hat. Vielleicht läßt es sich mit ein paar Worten ausdrücken: sie hat sich selbst entdeckt.

Ich komme jetzt fast täglich hinaus: Mila ist mir ungemein lieb und sympathisch. Eine stille, tiefe und dabei starke Natur. Gestern war ich wieder bei ihr. Sie saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster, mitten unter den großen träumerischen Blattpflanzen, die sie neuerdings so gerne pflegt, und nickte mir freundlich zu, wie ich eintrat. Die Abendsonne überglänzte ihr kurzgeschnittenes Haar, und gab der ganzen Erscheinung etwas Mildes, beinahe Verklärtes. Die Mutter war ausnehmend weich gestimmt, traurig und muthlos. Als sie mir vorweinte, daß es wieder gar nicht besser werden wollte,

ergriff Mila ruhig ihre Hand, und ſagte halblächelnd: „Aber Mummerl — ſei brav! Mir iſt ja Alles ganz recht — ich bin ja ganz zufrieden.“

Die Mutter ſah ſie an, und verſtand ſie nicht. Ich aber hatte ſie verſtanden: die „arme“ Mila.

II.

Staub.

Dem grimmſten Schmerze fühlſt du dich gewachſen,
Willſt dich im Mannestrotze ſtolzen Sprungs
In ſeinen Rachen werfen? O du Thor!
Er ſchlägt die Schlangenzähne dir in's Fleiſch:
Und wär' dein Wille ſtark wie Bergesmark —
Dein zitterndes Gefühl iſt ſchwach vom Staube,
Und zerrt zum Staube dich . . du ſtöhnſt, und du
Verzweifelſt.

— Höchſte Freude willſt du trinken?
Du Thor! Hab' deinen Willen — bade dich
In reiner Geiſtesglut! Dein Herz wird ſtürmen,
Schlägt an den Kerker deiner Erdenbruſt,
Den Bann zu brechen: Freiheit! brauſt es dir
Berauſchend durch das Hirn — du aber fühlſt,
Daß du gebunden ja, gefangen liegſt . .
Und ſelber zwingſt du dich zum Staub zurück,
Und ſelber ziehſt du deine Ketten enger,
Daß ſie mit Blut tiefein den Arm dir zeichnen,
Und du im Schmerz dem Wahnſinn noch entrinnſt . .

Unwilliger, Geduld! Der Staub iſt arm —
Wenn du dem Gott in dir zum Recht verhilfſt,
Kann er dir nur mit einer Thräne danken.

III.

Die Entdeckung.

Ein Seelenstand.

Von einem Schüler Hermann Bahr's.

Langsam schlenderte er, ganz langsam. Beinahe langweilig. Schritt um Schritt querauswerfend, links, rechts und wieder rechts. Und um die Ecke, und wieder zurück.

Ganz langsam.

Wie gesagt: beinahe langweilig.

Die Maximiliansstraße hinauf, und wieder zum Hofgartenthor. Und wieder, und dann zurück, und wieder zurück.

Aber endlich, vor dem Thor, die Schritte zusammenwerfend, querein, hielt er an, sah hinauf und hinunter, hinunter und hinauf, und wieder, lange. Und dann streckte er sich, und gähnte.

Gähnte.

Gähnte schwelgend, langausarbeitend, mit Behagen, beinahe.

Und da kam etwas Reinigendes, Zufriedenstellendes. Erst nur wie Ungeduld, und so unbestimmt.

Aber doch etwas.

Etwas wie Aerger, daß er mit plötzlichem Antrieb die Halbschuhe scheuern ließ, rasch und rascher, wieder queraus.

Aber dann blieb er dennoch stehen. Denn jetzt wußte er es immer deutlicher.

Das heißt: es wollte kommen. Es keimte herauf, mit ersten, weißgrünen Hoffnungsspitzen, durch die schweren Schollen seiner Empfindung, zerbröckelnd, siegreich.

Es war ein Wunsch, ja. Ein Verlangen, beinahe.

Und da war es wieder, wahrhaftig!

Und wuchs immer höher.

Höher.

Leider. Denn es war ihm noch nicht klar.

Und doch war es etwas. Und ſchon da, beängſtigend, beinahe.

Und er wußte noch immer nichts.

Nichts, ganz unzweifelhaft.

Und es ſollte doch ſein! Er ſollte ja doch ringen darnach, ehrlich, lebhaft, beinahe.

Das wußte er, freilich. Nun ja. Und endlich mußte es doch klar werden. Dennoch.

Es kam ja nur auf ihn an. Er brauchte ja nur zu warten.

Und er wartete ja bereits, ohnedies.

Sonſt konnte es nicht kommen. Woher denn ſonſt?

Vielleicht redete er es ſich eben nur ein, das Ganze.

Vielleicht nur vom Gähnen. Es war ſo unvermutet gekommen. Eine Störung, Mediciniſches, Cirkulation. Oder dergleichen.

Oder Liebe? Eine Cocotte?

Nein. Er mußte lächeln. Die Lederwangen zurück, ſchlaff, quappelig, runzelnd wie die Hautringe einer Griesſuppe, und die Zähne vor, grellweiß ans Tageslicht.

Eingeſetzt, natürlich. Seit lange.

Oder Hunger, vielleicht?

Er lächelte wieder, lachte, beinahe. Davon kam er ja. Er konnte ſich erinnern. Der Kellner, und fünf Mark hatte es gemacht. Ein Knopf war abgeſprungen, von dem Frack, ganz oben, und er hatte ihn aufgezogen, zum Nachtiſch, unbarmherzig, und kein Trinkgeld obendrein.

Das wußte er alſo doch. Und genau.

Aber was? Es blieb doch ſeltſam.

Hin und her, bohrend, ohne Beſchwichtigung, wie Geburtswehen, beinahe, und immer ſeltſamer.

Als ſollte etwas Ganzes dabei herauskommen — ganz etwas Ganzes.

Wenn er nur einmal das Gefühl hatte, auf der Zunge, namentlich, dann konnte es ja wohl herauskommen. Denn dann kam wohl auch ſchon der Begriff.

Auf der Zunge, ja. Das Gefühl, und auf der Zunge mußte es kommen: auf weichen, träumeriſch himmelblauen Fittichen der Erfüllung. So mußte es kommen, wahrhaftig!

Experimentiren, alſo.

Und er durchſchmeckte, durchſpürte, durchſtöberte, durchſtocherte, durchſchnupperte ſich, ſelber ſich ſelbſt, peinlichſt, ob er nichts entdecke, in tauſend qualvollen Reizungen, mit hochgezwungenen Brauen, vorgedrücktem Rückgrat und eingekniffenen Hüften, gekrampft, beinahe.

Aber da kam es, allmählich.

Allmählich.

Aber ſicher.

Beſeligend.

Erlöſend.

Berauſchend, wie feiner Duft.

Nein — die Zunge!

Die Zunge mußte er feſthalten. Nur keine Zerſplitterung, jetzt.

Zwar, allerdings, es ſchien etwas wie Geruch dabei, neben dem Geſchmack.

Aber feſthalten, und ſtandhaft! Die Zunge! nur die Zunge.

Und er klemmte ſie zwiſchen die falſchen Zähne, daß ſie feſtlag, leiszitternd, in keuchender Erwartung, mit ahnenden Poren und gereckten, taſtenden Wärzchen.

Wenn er nur die Spur nicht verlor!

Wenn er nur nicht ermüdete, wenigſtens!

Da!

Der Lohn, der Sieg! Immer deutlicher.

Der Form nach walzig, herauſrollend, näher und näher — braun, ſchmutzig, braun, lechzend, verzückt, ermattet, verröchelnd, verſtöhnend, mit einem Stich in's Aſchgraue, aber nur ganz leiſe.

Aber waren das nicht die Augen? Und die Zunge! Ja ſo.

Alſo.

Und er ſchloß die Lider, ſchwer herab, wie lackirte und verſchwollene Jalouſieen, aber kräftig, mit Entſchluß.

Die Zunge. Nur die Zunge.

Das war es.

Und da kam es, von der anderen Seite.

Von der richtigen.

Auf der Zunge, ganz nur. Untadelhaft.

Typiſch, beinahe.

Tropenarom, kraftbrenzelnd, und doch knoſpenhaft zärtlich und mild wie ein junger Kuß.

Manila!

Ja.

Da warf er die Lider zurück, gierheulend, wie ein hungriges Raubthier, endlich über der Beute, und ſtürzte den Blick herum und erhaſchte ein Ladenfenſter und riß die Thür auf, ſchmetternd, und durchwühlte den Vorrat mit bebenden Fingern, und, abgeſchnitten, angebrannt, hinaus und fort, ſaugend, jauchzend, puſtend, in kurzen, wilden Biſſen, gehäſſig, beinahe. Und immer fort.

Ja, das war es.

Und nicht einmal bezahlt, nämlich!

Vergeſſen, in der Eile. Gleichviel.

Aber das war es.

Oskar Panizza.

Digitized by Google

I.

Das Verbrechen in Taviſtock-Square.

Hüten wir uns, immer nur allein den Menſchen ſchuldig zu finden; überall, in der geſammten Natur, ſteckt, unter einem feinen Schleier verborgen, die Sünde.
Swedenborg.

Vor zehn Jahren etwa ſandte mich mein Vater, der mich in der engliſchen Rechtspflege ſowohl, als in der engliſchen Sprache ausgebildet zu ſehen wünſchte, nach London. Durch einige Empfehlungsſchreiben, die nicht ganz ohne Einfluß waren, gelang es mir, in den Schutz eines Staats-Secretärs im Juſtiz-Miniſterium zu gelangen, der, wie ich wohl wußte, vortreffliche Beziehungen zum Miniſter ſelbſt unterhielt: — „Junger Mann! — ſagte der Erſtgenannte am Schluß einer Audienz zu mir, — ich weiß, daß Sie als Deutſcher vor allem nach Bildung ſtreben, und da Sie die niedere Gerichts-Praxis in erſter Linie bei uns kennen lernen ſollen, ſo habe ich Sie an Sir Edward Thomacksin, den Vorſtand der metropolitan police-station in der Marylebone-Street, verwieſen. Laſſen Sie ſich die paar Schrullen des alten Herrn nicht kümmern; er iſt ein Mann von gründlichem Wiſſen, kennt ein wenig Ihre Verhältniſſe drüben, und Sie werden dort in der kürzeſten und einfachſten Weiſe das Verfahren unſerer niederen Rechtspflege kennen lernen können. Und damit leben Sie wohl!“ — Ich verbeugte mich, und die Audienz war zu Ende. — Für den, der die engliſchen Verhältniſſe nicht näher kennt, möchte ich nur kurz bemerken, daß jedes Reat in England, das einfachſte und ſchwerſte, das Vergehen und Verbrechen, zunächſt vor die police-station des betreffenden Bezirks gebracht wird; und dort wird entſchieden, ob es ſich zu eigener Behandlung eignet, oder vor den höheren Gerichtshof, den justice-

court, unſer Schwurgericht, gebracht werden muß. Iſt es einfacher Natur, ſo wird es ſofort abgeurteilt und damit die wichtige Frage entſchieden, ob der Thäter verhaftet oder auf freiem Fuß behandelt werden kann. Iſt es ſchwererer Natur, ſo wird der Thäter meiſt ſofort in Haft behalten, und das Ganze dem höheren Gerichtshof hinübergegeben.

Mr. Edward Thomacksin — oder wie man dort drüben ſagt, Sir Edward — war ein Original im beſten Sinn des Worts. Dieſer Mann war für mich eine Fundgrube für den engliſchen Charakter weit mehr als für die engliſche Gerichtsbarkeit, die, ich darf wohl ſagen, nach vierzehn Tagen mich nicht mehr intereſſirte, als die Gerichtsbarkeit irgend eines anderen Landes. Er war ein langer, ausgemergelter Menſch mit glattraſirtem Geſicht, mit dünnem, ſchnappenden Fiſch-Maul, einer langen, großlöchrigen Naſe und grau-blauen vigilirenden Augen, die einen heißen, ſtets paraten Gedankenſchatz hinter ſich hatten. Immer in dem gleichen, alten, abgeſchabten ſchwarzen Rock erſcheinend, war ſein ganzes dienſtliches Beſtreben, weniger nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen, als Material für ſeine ſpeciellen Anſichten und Beſtrebungen hinſichtlich der Anlage und Erziehungsfähigkeit des menſchlichen Herzens zu ſammeln. Dieſer rein immaterielle Geſichtspunkt ließ ihm manche Willkür in ſeinem Dienſt entſchuldbar erſcheinen. Er war Inquiſitor. Und nicht die Strafe eines Menſchen zur Beſſerung war ihm ſo wichtig als die Analyſe der innerſten Triebfedern einer Perſönlichkeit. Als ich ihm zum erſtenmal meine Aufwartung machte, ſchaute er mich faſt grimmig einige Minuten ſtarr an, und ſagte dann lauernden Blicks, zögernd und mit ſcharfer Betonung: „Ich weiß nicht, ob Ihr Auge, mein junger Freund, genügend reinen Sinn verſpricht, um der moraliſchen Aufgabe, die Ihrer hier wartet, gewachſen zu ſein!“ — Dieſe erſte Anſprache machte mich nicht wenig perplex, und die nächſten Tage brachten dann noch mehr derartige Ueberraſchungen. Doch bald hatte ich mich an die Eigenthümlichkeit ſeiner Ausdrucksweiſe gewöhnt. Mit der Offenherzigkeit, die den Engländer auszeichnet, hatte er mich im Lauf der erſten Wochen in ſeine geſammten Anſchauungen eingeweiht. Er war Swedenborgjaner. Er glaubte an einen fortſchreitenden Reinigungs-Prozeß der Menſchheit bis zur end-

lichen Gottähnlichkeit. Er hatte aber seine höchst persönlichen Meinungen und Vorschläge zur Erreichung dieses Ziels. Nach ihm war es vor allem die Wollust und was drum und dran hing, die ihm auf dem Wege zur angestrebten Vergeistigung der Menschheit im Wege stund. Die „lust", wie er es nannte, war das Ziel seiner Vernichtungspläne. Wenn er das Wort „lust" aussprach, gewann sein Gesicht einen unsäglich harten, wilden Ausdruck; mit den grauen erbarmungslosen Augen schaute er wie mit Marbelsteinen zu mir herüber und die geöffneten Lippen zeigten die Härte eines Henkers. — „Junger Mann! — sagte er mir eines Tags in einer Stunde vertrautesten Gesprächs, in dem er mir seine letzten Gedanken mitzutheilen schien, — wenn ich den Wollust-Faktor aus dem Calcül der Menschen-Erzeugung eliminiren könnte, dann hätten wir gewonnen. Swedenborg war ein braver Mann; aber seine Ziele hingen in der Luft; das intensivste Mittel zur Erreichung höchstmöglicher Gottgleichheit glaube ich constructionsweise am sichersten angedeutet zu haben; ich bin jetzt nahe an die Siebzig und halte meine Lebensaufgabe für vollendet, wenn ich weiß, daß meine Mitmenschen den von mir gewiesenen Pfad betreten. Wir müssen die „lust", den bestialischen Componenten aus dem Zeugungs-Akt entfernen, ohne die Fortpflanzung selbst zu stören; durch diese zwei engen Felsen muß unser Weg gehen .... Studieren Sie, junger Mann, studieren Sie, um unser Ziel zu erreichen! Meine mathematische und naturwissenschaftliche Bibliothek steht Ihnen außer meinen sämmtlichen Manuscripten zur Verfügung." — Im Uebrigen war Mr. Thomacksin ein milder, freundlicher Mann von der größten Herzensgüte. Ueber alle Delicte konnte er mit der größten Nachsicht hinweggehen; aber wehe, wenn ein Fall das sexuelle Leben oder dessen Ausschreitungen betraf! Hier ließ er die volle Gesetzesstrenge walten, und, ich glaube, er ging sogar über das gesetzlich zulässige Maaß hinaus. Diebe behandelte er mit rührender Nachsicht. Wer einen Leib Brod gestohlen hatte, ging straflos aus, wofern er nur arm war. „Er hat Recht! — sagte er mir einmal während der Gerichtssitzung, als er einen Brod-Dieb aus der Mincing Lane nicht nur frei sprach, sondern ihm noch ein Geldgeschenk machte, — er hat ganz Recht; er muß doch leben und essen, weil er sonst nicht

denken kann; und um beſſer zu werden, muß er doch zunächſt vorzüglich denken! Er hat ganz Recht! Warum backen die Bäcker ihre Brode mit ſo verlockender Rinde! Es war mir lieb, daß er einen feinen Laden erwiſcht hat." —

Bevor ich auf den curioſen Fall, den die gegenwärtige Erzählung zum Gegenſtand hat, näher eingehe, muß ich noch mit wenigen Strichen eine Perſönlichkeit aus der Umgebung des Sir Edward zeichnen, die zwar eine untergeordnete Stellung im Polizeiweſen, aber keine untergeordnete Rolle in der vorliegenden Epiſode inne hat. Jonathan war unter dem niederen Polizei-Perſonal, das den Aufſichtsdienſt in dem betreffenden Bezirke zu beſorgen hatte, ein feiner, junger, blonder Burſche, von delicatem Ausſehen, mit großen leuchtenden Augen, einer mädchenhaften, einſchmeichelnden Stimme, weißen, ſchön gebauten Händen, kurz von jener Sorte Menſchen, die ſich auf den erſten Anblick als aus beſſerem Menſchenmaterial gebaut erweiſt, und der auffällig gegen die übrigen Poliziſten roheren Schlags abſtach. Wie ich hörte, hatte Sir Edward den jungen Mann aus einer nebenſächlichen Lebensſtellung veranlaßt, in ſeinem Sprengel als policeman Dienſt zu nehmen. Thatſache war, daß mein Chef dienſtlich mit Niemanden lieber verkehrte, als mit Jonathan; und daß dieſer, deſſen Lebens-Gewohnheiten gänzlich von denen der Leute niederer Gattung abwiechen, nur dadurch ſich bei ſeinen Kameraden zu halten vermochte, daß er durch ſeine Fürſprache bei Sir Edward dieſen manche dienſtliche Vortheile und Erleichterungen verſchaffte, die ſonſt ſicher ausgeblieben wären. Und wenn ich einer inneren Empfindung Gehör gab, ſo ſchien es mir, als ſei Jonathan nicht nur ein gehorſamer und pflichtgetreuer Untergebener, ſondern hätte auch mit einem gewiſſen Enthuſiasmus die eigenthümlichen Anſchauungen ſeines Herrn in ſich aufgenommen.

Es mochten wohl ſechs oder acht Wochen her ſein, daß ich den Vorgängen in den Gerichts-Zimmern der Marylebone-Street tagtäglich mit großem Intereſſe gefolgt war. Weniger der ſchwierigen Rechtsfragen wegen, die etwa hier unter den großen und kleinen Bagatellen einer Groß-Stadt-Vagabondage zum Austrag kamen, als wegen der originellen Entſcheidungen, die mein Chef oft entgegen der

allegmeinen Meinung und den Vorschriften der Gesetz-Bücher zu treffen sich erlaubte. Und nicht selten hatte ich Gelegenheit, über den feinen Instinkt und den großen Scharfsinn des Mr. Thomacksin zu staunen, der namentlich verstockte und sich auf's Läugnen verlegende Missethäter mit einer ganz bestimmten, nie fehlenden, sicheren Methode zu entwaffnen verstand. — Meist konnte man schon aus den Gesichtern der Polizisten und den im Vorzimmer unter ihnen geführten Reden auf die Art des Falles schließen. Denn dort, im Vorzimmer, gab meist der jeweilig Meldung Thuende, oder frisch von einem Patrouillirgang Zurückkehrende, seinen Kameraden mit wenigen Schlagworten die criminelle Neuigkeit kund; und dort waren meist einige ältere Sergeanten, die ein unfehlbares Urtheil über die Person des Vorgeführten im Zusammenhang mit dem Thatbestand abgaben; derart, daß wenn die Vorführung vor Sir Edward endlich stattfand, bereits eine Art Stimmung, eine Art Dunstkreis um den unsichtbaren, und der Aufklärung bedürftigen, Kern des verzwickten Vorfalls sich gebildet hatte. — Mr. Thomacksin und ich waren eines Nachmittags im Gerichtszimmer im eifrigen Gespräch begriffen, wie immer, wenn Nichts Neues und Wesentliches vorlag, und die Bureau-Zeit noch nicht abgelaufen war. Es war um Frühlings-Sommer-Wende. Aber es wurde noch früh dunkel. Und die Gasflammen, bedeckt mit riesigen Schirmen, die den Chef wie den Meldethuenden in dunkle Schatten warfen, waren gerade angezündet worden. Mein Chef hatte wieder sein altes Thema vorgenommen: Swedenborg, seine guten Ideen, aber seine Halbheiten, sobald es sich um Ausführungen handelt; vollständige Unklarheit hinsichtlich der Mittel und Wege, die er, Mister Edward Thomacksin, nach gründlichen Studien auf's Präciseste angegeben. „Schneiden Sie sie aus, die Wollust, diesen Dorn, an dem sich Alle blutig ritzen, und Alles wird gut gehen, — rief er mit Emphase aus, und begann ein längeres Capitel aus Darwin zu citiren, wonach eine Funktion, die durch Jahrhunderte langes Gehen-Lassen ungeahnte Dimensionen angenommen, innerhalb weniger Jahrzehnte durch planmäßiges Ersticken ausgerottet werden könne .... In diesem Augenblick drang verworrenes Gemurmel aus dem Vorzimmer zu uns herüber. Don't! Don't! Don't! Tell us stories! Don't slander! ..... Etwa: Um Gotteswillen,

Freund, halt ein! Schwätz keinen Unſinn! Hör' auf! . . . . . In der Art ſchienen ſich die Meinungen zwiſchen einem und dem Reſt der Poliziſten hin und her zu ſchieben und auszugleichen. Mein Chef runzelte die Stirn wegen der Störung. Endlich ging die Thüre auf, und Jonathan in vorſchriftsmäßiger Ausrüſtung mit dem ſchwarzen Tuchhelm, dem Handpickel im Gürtel, und die Blendlaterne in der Hand trat ein. Sir Edward wandte ſich um. Gegen Jonathan war er immer milder, als gegen die andern. — „Was iſt los?" — rief er; dann hinzufügend: — „Ich habe hier mit meinem jungen Freund Wichtiges zu beſprechen; ſtört mich nicht mit Kleinigkeiten! . . . . . Hat wieder Einer in eine falſche Hoſentaſche gelangt?" . . . . — „„No Sir!"" — ſagte Jonathan in tiefer Erregung, — es hat ſich etwas außerordentliches zugetragen!"" — Sir Edward wandte ſich jetzt dem Sprecher voll zu. Der Bruſtton, mit dem der Poliziſt ſprach, und das Fibrirende in ſeiner Stimme waren Symptome, die einem Menſchenkenner, wie meinem Chef, nicht entgingen. — „Wo kommt Ihr jetzt her, Jonathan?" frug der der Beamte. — „„Ich komme von meiner Privatwohnung Sir, — antwortete der junge Mann, — ich habe den ganzen Tag gezaudert und überlegt, ob ich meine Beobachtung von vergangener Nacht amtlich mittheilen ſoll, — aber das Vertrauen auf Euer Lordſchaft, — das Vertrauen auf Eure Weisheit, Sir, — und meine Pflicht, — ich mußte es zur Anzeige bringen."" — „Was iſt paſſiert? Heraus mit der Sprache!" rief Mr. Thomacksin, und ſetzte ſich in Poſitur. — Draußen im Vorzimmer hörte man leiſes Gemurmel und unterdrücktes Gekicher. — „„Sir, — begann Jonathan, — als ich geſtern Nacht auf meiner Ronde durch Tavistock-Square kam, und meine Blendlaterne durch die Zweige gleiten ließ, ſah ich, — wie ſoll ich es nennen, — es iſt nicht zum ſagen, Sir . . . . . ."" — „Hol Dich der Henker mit Deiner Laterne, wenn Du Nichts geſehen haſt!" — „„Ich hab' etwas geſehen!"" „Was haſt Du geſehen?" — „Es war im ſüdlichen Eck des Parks, wo eine Gruppe Roſen und Magnolen beieinander ſtehn!"" — „Was war dort los? Haſt Du Jemand drunter geſehen?" — „„Ich habe Niemand drunter geſehen, Sir, die Gruppe ſtund frei."" — „Beim Henker, was war denn dann dort los?" — „„Sir, es drang Gekicher aus den Hecken!"" — „Es

drang Gekicher aus den Hecken? Gut, haſt Du die Kichernden erwiſcht?!“ — „„Nein, Sir!““ — „Wollt' es Dir auch nicht rathen, Johny! Jedermann darf in England unter Roſen und Magnolen kichern, wenn er welche hat.“ — „„Sir, es war nicht das! Es war kein menſchliches Gekicher; es war etwas Verdächtiges, und glänzende Stoffe fielen aus den großen Magnolenkelchen zur Erde, und ein unkeuſcher Geruch verbreitete ſich; ein Blitz, Sir, fuhr mir gleich durch den Kopf!““ — „Jonathan, ich verſtehe Dich nicht. Beſinne Dich, was Du ſprichſt!“ — Der Poliziſt ſtund fibernd vor Erregung; ſeine Augen ſtrahlten; in dem roheu, ſchwarzen Polizeikittel ſtund der blonde, zarte Menſch dort wie ein junger Prediger. — „„Sir, es war ein unbegreiflicher Vorgang! — fuhr der Poliziſt weiter, — ich kann vielleicht nicht Alles angeben, um meine Meinung zu ſtützen . . .““ — „Nenn' mir Deine Meinung, Jonathan, — und laß die Einzelheiten!“ — Der Poliziſt rang im Zwang mit ſich ſelbſt und fuhr heraus: „„Ich kann nicht!““ — „Du kannſt mir ruhig Deine Meinung ſagen, Jonathau“ — ſagte Mr. Thomacksin. — „„Sir, die engliſche Sprache iſt nicht ausreichend um die Scheußlichkeit zu umfaſſen!““ — Sir Edward wandte hier den Kopf zu mir herüber und zeigte mir die zwei entblößten Reihen Zähne, dann fügte er leiſe hinzu: „Sehen Sie, ſolche Leute haben wir! Welche claſſiſche Ausdrucksweiſe! Ein wunderbarer Kerl! Wie? . . . . Ich habe ihn mit Mühe herangezogen . . . . . dann laut zu Jonathan gewendet, — alſo mein Junge, jetzt friſch, ſag' mir, was Du geſehen haſt!“ — „„Sir — fieberte der junge Poliziſt weiter, — es war unter den Roſen und Magnolen . . .““ — Das weiß ich ſchon, Jonathan; was geſchah denn?“ — „„ . . . . Bewegungen, wie ſie . . . . Poliziſten oft Nachts auf der Pritſche machen . . . .““ — „Johny, — ſagte mein Chef mit väterlicher Milde zu ſeinem Untergebenen, — Locomotiven machen beſtimmte Bewegungen, und Poliziſten machen wieder beſondere Bewegungen Nachts auf der Pritſche; das Alles iſt kein Maaßſtab, Du mußt Dich präciſer ausdrücken. Was haſt Du geſehen?“ — „„Sir, — es war zum Grauſen; es war ein Verbrechen wider die Natur; „„ich ſtund wie angewurzelt; ich konnte mir nicht helfen!““ — „Haſt Du denn Deine Pfeife nicht gezogen?“ — „„Sir,

— da war nichts zu pfeifen!"" — „Du konntest doch immerhin pfeifen!" — „„Sir, — es war kein Fall zum Pfeifen!"" — „Aber bei der Merkwürdigkeit des Vorfalls, wie du sagst, war es doch immer gerathen, durch die Pfeife Deinen Kameraden an der nächsten Ecke wenigstens zu avertiren!" — „„Sir, — der Vorfall war so wenig nach der Richtung geeignet, daß er die Möglichkeit der Anwendung der Pfeife direct ausschloß!"" — „Johny, paß auf: Die Geneigtheit des Vorfalls steht doch in keinem Verhältnis zu der Möglichkeit der In-Bewegungsetzung der Pfeife!" — „„Sehr wohl, Sir, — die Möglichkeit des Pfeifens war nicht ausgeschlossen; aber ich hielt einerseits den Gegenstand nicht für werthvoll genug, um mir durch die Pfeife materiellen Beistand zu sichern; andererseits ging er doch wieder weit über die Bedeutung des Pfeifens hinaus; mit anderen Worten, er war extraordinary, aber nicht gefahrdrohend; — abgesehen davon wäre mir der Ton beim Versuch in der Kehle stecken geblieben"". — Hier wandte mir der Richter wieder sein Gesicht mit jenem eigenthümlichen Zuge zu, wobei er die beiden Reihen Zähne entblößte, leise bemerkend: „Es ist ein Prachtkerl! Der Bursch paßt zum Theologen, zum Sophisten, zum Swedenborgianer, zu Allem. — Ich halte seine Carriere noch nicht für abgeschlossen. — Haben Sie ähnliches in Deutschland?" — Ich verneinte kopfschüttelnd. — Sir Edward fuhr dann laut zum Polizisten gewandt weiter: „Also, Johny, gepfiffen hast Du nicht, so viel scheint festzustehen; jetzt mach Deine Sache kurz, und sag' uns, was du gesehen hast?" — „„Sir, — ich muß darauf zurückkommen, was ich schon gesagt, es . . . . ."" — „Was Du bis jetzt gesagt, — unterbrach der Richter, — ist gar nichts; da wird keine Katz' klug. Du mußt uns den Fall in seiner Materie auseinandersetzen; Du mußt uns vor allem die Spitzbuben nennen!" — „„Sir, — um Spitzbuben in dem gewöhnlichen Sinne dieses Worts handelte es sich hier nicht!"" — „In welchem Sinne denn?" — fügte mein Chef gleich mit Nachdruck hinzu. „„Im Sinne des Großartig-Unmenschlichen!"" — Wieder Kopfbewegung von Sir Edward zu mir herüber, und die Flüster-Bemerkung: „Das ist Swedenborg!" — Laut: „Warum gingst Du denn nicht auf die Sache los?" — „„Ich fürchtete sie zu stören, Sir. Ich wollte die vollendete Scheuß-

lichkeit erſt conſtatiren!"" — „Welche Scheußlichkeit?" — „„Das weiß ich nicht!"" — „Worin beſtand ſie?" „„Es waren Tollheiten"". — „Was für Tollheiten?" — „„Es waren Berührungen Sir, — rief der Poliziſt und holte tief Athem, — wie ſie vor Gott und der Welt nicht erlaubt ſind, es waren Liebkoſungen, Entblößungen, Entleerungen, es war ein Gekicher, ein Schleifen, ein Von-ſich-Geben, ein Umranken, eine Art Küſſen .... ein Küſſen, Sir, — ..."" — „Ja, in drei Teufel's Namen, haſt Du denn Niemand geſehen? Zogſt Du nicht Deine Blendlaterne heraus?" — „„Sir, es war Niemand da. Die Roſen und Magnolen waren unter ſich. Auch waren die Geräuſche und Berührungen nicht menſchliche"". „Nicht menſchliche?" — frug mein Chef, — „ja, was war es dann?" — „„Sir, — ſchrie und ſchluchzte der junge, fanatiſche Poliziſt, — die Roſen und Magnolen im Tavistock Parc trieben Selbſt-Befleckung, — es war veritable Pflanzen-Onanie!"" —

In dieſem Moment ſprang Mister Edward Thomacksin, Vorſtand der police-station of Marylebone-Street, wie von einer Tarantel geſtochen in die Höhe. Einen Augenblick ſtarrte der alte, ausgemergelte Mann, der, wie mir ſchien, in ſeinen Erwägungen hinſichtlich der Angaben des jungen Jonathan ſich in einer ganz andern Richtung bewegt hatte, mit glaſigen Augen den kühnen Poliziſten an. Dann, als er ſah, daß hier keine Illuſion mehr möglich, ſtreckte der verzweifelte Swedenborgianer krampfhaft die Hände empor und mit einer veränderten heulenden Stimme, wie ich ſie niemals von ihm gehört, ſchrie er zur Decke hinauf:, „Lord, holy Lord, wende ab Dein Aug von der Schöpfung! Das ſcheußlichſte Verbrechen haben jetzt die Roſen, die keuſcheſten Blumen, glücklich den Menſchen abgeguckt. Lord, ſie warten nicht mehr auf Deine Erlaubnis für den infernalen Akt. Du haſt ihnen die Fähigkeit verliehen ſich zu vermehren. Aber das genügt ihnen nicht. Sie wollen um jeden Preis ſündigen. Lord, ſchicke eine neue Sündfluth, und verderbe Deine Schöpfung, oder die Welt geht aus ihren Fugen!" — Dann ſtürzte Thomacksin, deſſen Geſicht wie Mörtel geworden war, ſchluchzend zuſammen, und mußte fortgetragen werden. —

Ich kam bald nach dieſem Vorfall von London weg, und hatte die Affaire wohl ſchon vergeſſen. Erſt mehrere Jahre ſpäter bekam ich durch Zufall Gelegenheit, mit einem Freund mich über Londoner Neuigkeiten zu unterhalten. Sir Edward, ſo hörte ich, bekam bald eine höchſt einflußreiche und wohl dotirte Ober-Richterſtelle und befand ſich ſehr wohl. Er war auch ſehr dick geworden. Nur der arme Jonathan kam in's Irrenhaus.

II.

Beelzebub.

I.

In die Dämm'rung ragt ein kleines
Proteſtantiſch' Kirchlein; Samſtag
Abend war es, etwas fröſtelnd,
Und der Mond grad' aufgegangen.

Um das Kirchlein zwo Geſtalten
Eilen wie im Sturmſchritt; und es
Klirrt der Schlüſſelbund des Einen;
Von dem Andern ſchlappt der Chorrock.

„Pfarrherr!" — ſchnauft der Eine — „Pfarrherr!
Eben, war mir, um die Ecke,
Sah ich ſeinen Schwanz verſchwinden;
Nicht zehn Schritt von Euch iſt Beelz'bub!"

„„Was ſein Schwanz dir ſcheinet, Meßner,
— Keucht der And're — iſt mein Chorrock,
Welcher um die Ecke ſchlappet,
Wenn du hinter mir zurückbleibſt!""

Und ſie rennen; auf der bleichen
Kirchmauer wirft der Vollmond
Schatten von den zween Geſtalten;
Und es flirrt und zuckt und hüpfet.

„Pfarrherr! — wieder ſchnauft der Hint're —
„Konnt' er etwan durch den Glocken=
Stuhl entweichen? Dumpf, ſo war mir,
Hat der Klöpfel angeſchlagen!"

„„Meßner! — keucht's zurück — der Teufel
Darf nicht über Kirchen=Glocken;
Schon das Läuten. . . . ." bei den Worten
Fliegt der Pfarrherr um die Ecke.

„Pfarrherr, Pfarrherr! Konnt' der Beelz'bub
In die Sakriſtei nicht flüchten?
An der Thür' hört' ich ein Klipp-Klapp,
Und ein Knacken und ein Poltern!"

„„Meßner! Sakriſtei! Der Belz'bub
Kann in heil'ger Luft nicht athmen!
Er erſtickt dort; abgeſehen
Wimmelt's drinn an Kruzifixen!""

Weiter rennt der magre Pfarrherr;
Weiter keucht der Meßner; und es
Klirrt der Schlüſſelbund des Einen;
Von dem Andern ſchlappt der Chorrock.

Endlich, ſchweißgebadet, treten
Beide in das ſtille Kirchlein
Um ſich im Gebet zu ſtärken;
Doch ein Schreck lähmt ihre Glieder:

Auf der Kanzel ſteht der Beelz'bub
Seelenruhig und ganz vertieft in
Die Epiſtel von dem Saatkorn,
Aufgeſchlagen noch vom Sonntag.

II.

Solches aber war der Inhalt
Der Epiſtel von dem Saatkorn,
Jenes ſchöngebauten Gleichniß',
Jener ſüßen Jeſu-Worte:

Auf den Acker ging ein Sämann;
Umgebunden um die Hüften
Trug er prallgefüllt ein Leintuch;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Mit der rauhen Hand, und oftmals
Trotz'ge Worte murmelnd, warf er
Sprühend, kniſternd aus den Samen;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Etliches fiel in die Furchen,
Manches auch fiel auf den Weg hin,
Vieles fraßen auch die Spatzen;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Als der Sämann müd' der Arbeit
Heimgekehrt zu seinem Weibe,
Schlich sich's leise hin zum Acker;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Leise schlich sich's und gebückt zum
Finstern Acker; um die Hüften
Trug der Kerl ein schwarzes Leintuch;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Hukte durch die schwarzen Schollen,
Keuchte schwer und griff in's Leintuch;
's war der Beelz'bub, 's war der Teufel;
Hollah Leute! Hollah Obacht!

Säte Unkraut zu dem Samen,
Säte Unkraut bei dem Weizen;
Und er lachte, und er grinste;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Und als Sonnenschein und Regen
Ihre Arbeit wohl verrichtet,
Blühte Unkraut bei dem Weizen;
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

Was der Weizen auf dem Acker,
Ist der Gott in deinem Herzen;
Und das Unkraut ist das Böse:
Hollah Leute! Hollah Obacht! —

III.

Während die da draußen rannten,
Um den Beelzebub zu fangen,
Las er eifrig, auf der Kanzel
Die Epistel von dem Saatkorn.

Und ſtudirte, und ſtudirte,
Und nachfahrend mit dem Finger
Merkt er jedes Wort, erwägt auch
Scharf die Conſtruction der Sätze.

Und, als er zu Ende, bitter
Nickt er, und fortfahrend bitter
Nickend, ſchluchzt er vor die Worte:
„O Gemeinheit! O Gemeinheit!“

„Das da denken die vom Teufel,
Während jeden der Gedanken
Tauſendfach wir überlegen,
(Jeder iſt ein kleines Kunſtwerk)“

„Und mit äußerſter Beſchränkung
Grad und Menge fein abmeſſen,
In das Herz des Menſchen ſäend,
Was an Böſem dringendſt noth thut,“

„Kommt ein ſolcher Skripsler, der in
Epheſus leicht Datteln eſſen
Hatte, und mir armen Teufel
Lehrt er gar noch, wie man denkt!“

„Denken iſt ja noch das Einz'ge,
Was ich kann; was außer meinem
Kopfe hab' ich? Nichts! — Hätt' ich noch ....“ —
Weiter konnt' er nicht mehr reden;

Und vor Aerger gallig, blutrot,
Mit geſchwoll'ner Stirn legt hin er
Die Epiſtel von dem Saatkorn,
Und ſteigt vornehm von der Kanzel.

Ludwig Scharf.

Digitized by Google

Wildroſe.

Ein Liebesintermezzo.

1.

Nicht Gold und Macht nicht nenn' ich mein,
Sonſt, Liebſte, müßteſt du bei mir ſein:
Was mein iſt, iſt der kochende Saft
Im Mark und im Herzen die Leidenſchaft.

2.

Eine wilde Roſe ſah ich ſteh'n,
In zarten Flammen am Wege ſteh'n,
Und überall martert's mir Herz und Sinn,
Wo ich nicht bei der wilden Roſe bin.

3.

Mein Röschen mit ſchwarzgekräuſeltem Haar,
Mit dem bläulich ſchillernden Augenpaar —
Ich glaube, du lachſt mit dem Eberhard,
Dem herzkranken Maler! ich will dir, wart!

4.

Zum Henker des Zweifels ausdorrende Pein!
Der Herrgott ſchlüge mit Wettern darein,
Wenn er ein Herrgott wär'!
Pfui, Roſe, ich mag dich nicht mehr!

Der Haß hat Flammen, die ſchlagen ein:
„Ich muß doch mit Eberhard freundlich ſein" —
Sie lehnt errötend ihr Köpfchen an mich
Und lallt ein keuſches „ich liebe dich."

Das athmet ſo warm aus der Seele heraus —
Hat's Niemand gehört im lärmenden Haus,
Nur ich und der Cäſar, der kluge Hund,
Der ſteht mit uns beiden im Liebesbund.

5.

Das war der Toni, der Metzger vom „Thal",
Der holte mein Mädel zu Orpheus Saal:
Der Toni, ihr Vetter, in Frack und Glaçe's,
Sein Bäschen glich einer Roſenſee.

Die Februarnacht iſt kalt und hart,
Das Gas zu flammendem Eis erſtarrt,
In winzigen Wölkchen wiegt ſich der Schnee,
Vermummtes Volk ſtrömt in's nächtige Caſe.

Trompetengewirbel und Pfeifenſchall!
Da wogt der luſtige Metzgerball!
Zwei Huren kauern wohl vor der Thür',
Die ſuchen ein billiges Nachtquartier.

Von Frauenthürmen die dritte Stund',
Der Toni im Saal fidel jetzund —
Geſchwind in die bergende Droſchke hinein!
Heut' mußt du Glühholde mein eigen ſein!

„Und muß ich es ſein, ſo bin ich es gern,
Bin willige Magd dem liebenden Herrn.
Weh' mir! eh' die Nacht vorüber iſt,
Hat mich mein Schatzerl zu Tod' geküßt." —

Dein Herrgott ſah zu ſelbiger Nacht,
Wie ſchön er ſeine Erde gemacht:
Er ſchrieb es getreu in das große Buch,
Darunter, wie üblich den Todesſpruch.

6.

Die Straßen trockner, der Märzwind blies:
Wildroſe noch immer die meine hieß.
Zwei Monde der Wonne trotz Haß und Neid,
Trotz Metzgermeſſer, trotz Beichtezeit!

Zwei Monde der Wonne! der Abſchied kam:
Wie ward mein wildes Mädel ſo zahm!
„Und kehrſt du nicht wieder und läßt mich allein,
So darfſt du auf Erden nicht glücklich ſein.“

Und als ich fuhr durch die nächtige Au',
Da fiel auf die wilde Roſe ein Thau —
Und du Gartenblume der Heimatflur,
Nur zweimal noch ſchlafen! Gedulde dich nur!

Die Maſchine brauſt über die Erde hin,
Die Räder ſtampfen, die Funken ſprüh'n —
Und dumpfer rädert's mir Herz und Sinn,
Wie ein zwiefach glücklicher Mann ich bin.

7.

Zu Hauſe wieder! Manch' trauter Ort!
Und das alte kindliche Liebeswort —
„Du haſt mich nimmer ſo lieb, Lui, gelt?
Eine and're in München dir beſſer gefällt!“

Nicht weinen mein Lieb! gab mein Wort ich dir nicht?
Ich bin Germane und lüge nicht!
Noch eh' des Jahrhunderts Wende graut,
Biſt du verblüht und mir eh'lich getraut.

Sieh' nicht ſo tief mir in's Auge hinein!
Biſt du denn wirklich ſo ewig mein!
In Schmerz und Luſt, mit Seele und Leib? —
Mich brennt die vernarbte Wunde, Weib!

8.

Nach München zurück! — Die Welt muß ſich dreh'n:
Wildroſe will zum Altare geh'n.
Die Mutter geſtorben, der Vater mit Fug:
„Verſorg dich in Zeiten! Hab' Laſten genug.“

Wie der Glühwurm ſchwirrte, das Dürrgras roch!
Und die wilde Roſe, wie flammte ſie noch!
Noch einmal ſchleicht ſie zu mir ſich ein,
Noch einmal wollen wir unſer ſein.

Am Morgen den letzten, den Scheidekuß —
Dann folgt sie dem Mann, dem sie folgen muß:
Zum Kindergebären, zu Gütererwerb —
Zu unserer Liebe stillem Verderb.

Menschen, Helden und Götter.

Ewig zwischen
Leben und Tod
Lust und Qual
Schweben und beben
Schicksalverfolgte
Kinder der Sterblichen.

Schön ist das Leben!
Nur dunkel der Schacht,
Der tief verborgen
Birgt der Lebendigen
Goldene Schätze.
Millionen steigen hinab
Millionen steigen herauf
Schwerbeladen
Mit der süßen Goldlast
Der Liebe —
Glückliche Menschen.

Aber tief unten
Gräbt es und klopft noch,
Spaltet und sprengt es,
Feurigem Felsblock
Funken entlockend.
Niegesättigt
Vom Gold der Liebe,
Wühlen sie tief und tiefer sich ein.

Digitized by Google

Suchend den Hort
Tiefhöchsten Lebens —
Die Größe der That
Die Braut des Genie's.
Sieh' da brodelt's und qualmt,
Da zischt es und kocht
Von glühflüssigem Golderz.
Donnernd und krachend,
Vulkane gebärend
Spalten sich Felsen —
Und spucken den Held aus,
Den Lenker der Welt. —
Schön ist das Leben!

Aber ihr Andere
Schicksalverfolgte,
Die ihr an Liebe
Verzweifelt, verzweifelt
An thatdurstiger Größe —
Im Buch der Lebendigen
Seid ihr gelöscht.
Ohnmacht gefesselt
Liegt ihr am Boden.
Bohrer und Meisel
Hammer und Zweizack
Habt ihr mit Flüchen
Von euch geschleudert.

Anderes wollen:
Anderes müssen!
Ewig verlangen:
Ewig verzichten!
So wollt, was ihr müßt
Und freut Euch des Todes!
Tod ist das Leben
Blinder Natur,
Des Gottes der Welt.
Eherne Gesetze
Dreh'n ihn im Kreise.
Freiheitverloren,

Sterbend ewigen Tod
Ruft er verzweifelt
Selbſt Gott: „Mein Gott,
Warum haſt du mich verlaſſen!“ —

Ihr aber, ihr Steine
Und ihr ſchickſalverfolgte
Gottähnliche Kinder der Menſchen
Hallt es wider.

Saturn.

Es war in München am Stachus
— Dem Frauenhofer ein Lob —
Stand nachts ein Häuflein Menſchen,
Die guckten durch's Teleskop.

Da leg auch ich mein Auge
An's geheimnisvolle Rohr
Und lenk es mit dürſtender Neugier
Zum Planeten Saturn empor.

Solch ruhiges blaues Leuchten
Hab ich ſchon einmal geſeh'n —
Ich glaub, es war das Auge,
Drin meine Geſchicke ſteh'n.

Oft will's mir im Leben dünken.

Oft will's mir im Leben dünken,
Als sei Alles nur Wahn und Schein —
Auch die Qual der Lust und Entbehrung,
Das bilde der Mensch sich nur ein.

Doch wenn ich zur Nacht mich ertappe,
Das struppige Haar zerzaust,
Das Auge in's Leere stierend
Und krampfhaft geballt die Faust —

Da werd' ich denn doch an mir irre
Und lache, obgleich ich litt,
Und wäre ein Teufel zugegen,
Weiß Gott, er lachte mit.

Julius Schaumberger.

I.

„Eu—Eu—Eulaliah . . . .!"

„Schwerer Rückfall — fiebernde Sehnsucht nach Dir — Georg."

Um 6 Uhr hatte ihm der Garçon seines Stammcafé's auf dem Boulevard des Italiens die Depesche überreicht.

Drei Stunden später bestieg er den Schlafwagen des Orientexpreß.

Qualvolle Stunden!

Immer diese holde kranke Schönheit vor Augen, immer dieser tief in die Seele tauchende, tieftlagende Sehnsuchtsblick, immer diese durchsichtigen, kleinen Hände, die hilflos matt auf der blauen Seidendecke liegen, immer diese drangvoll stumm fragende Miene — —

„Wird er kommen? . . . . . Ist er noch nicht gekommen."

Wie eine Schnecke kroch der Blitzzug über die endlosen Ebenen — —

* * *

Zu spät!

Bleich und kalt!

Und dieser herzzerreißende bitterschmerzliche Zug um die blassen Lippen:

„Er ist n i c h t gekommen. — Sagt ihm Lebewohl" . . . . .

Lebewohl! . . .

Die Dämmerung des zweiten Abends ist hereingebrochen. — Gottlob! — Das Sonnenlicht schien ihm so grell, so roh, so frech gleißnerisch, wie das ganze Tagestreiben, seit s i e draußen im Leichenhause lag.

Im Leichenhause! All diesen fremdneugierigen Blicken ausgesetzt, die sich an ihrer totbleichen Schönheit mit wollüstigem Grauen weideten — — sie, die im Leben so gerne sichstillbescheiden verbarg. —

Entsetzlich! — —

Ein rasches Klopfen an der Thür.

Georg tritt herein. Der Freund. Der Bruder der Geliebten.

„Mensch! Du darfst Dich nicht so gehen lassen. Reiß Dich heraus. Du hast ja noch zu leben. Wirst Dich ja doch nicht lebendig begraben wollen. Schau, mir geht's ja auch zu Herzen, mehr, als ich's merken lasse. — Ich weiß, ich weiß! „Der Schmerz von vierzig Brüdern wiegt meinen Schmerz nicht auf" oder wie Hamlet sagt. Aber sieh', kein Schmerz ist so groß, die Zeit überwindet ihn. Wen das Leben einmal hart angefaßt hat, der weiß das. Also, da wir's wissen, kommen wir der Zeit ein wenig zu Hilfe durch ein bischen Selbstüberwindung. Schau, lieber Freund — — Wie? ich soll dich in Ruhe lassen? Nein, mein Lieber, und wenn ich Dir zum Anspeien zuwider werde, Du bringst mich heut' nicht los. Am besten ist's, Du ergibst Dich gleich, gehst mit mir, läßt Dich zerstreuen.

Zum Teufel noch einmal', kein Bruder kann seine Schwester lieber haben, — aber Du bist mein Freund, und Du lebst und mußt Dich am Leben erhalten; das Leben behält doch immer recht". — —

Am Ende brachte er ihn so weit, daß er sich willenlos führen ließ.

„Also mach' mit mir, was Du willst, wenn es denn sein muß!"

„Bravo, Du sollst es nicht bereuen . . . ."

* * *

Das Concertlokal der Salonkomiker-Gesellschaft „Papa Geis" war bereits überfüllt, als sie eintraten.

Georg eroberte mit Mühe zwei Stühle, die sich gerade noch zwischen zwei dichtbesetzte Tische einkeilen ließen.

Robert ließ anfangs alles teilnahmslos über ſich ergehen. Mit der Zeit gelang es dem Freunde, ſein Intereſſe etwas zu erregen.

„Sieh Dir einmal das behagliche Bonhommegeſicht von unſerem famoſen Papa Geis an, Du Pariſer, Du! Wie ſich der wohl unter den Chanſonetten des Pariſer Café chantant ausnähme“ . . . .

Ja, ſiehſt Du, wir ſind eben doch beſſere Menſchen, wir Wilden. — Amüſiren uns ganz ohne Raffinement“.

In der That begann Robert ſich für die bierſelige Behaglichkeit dieſer Singſpielhalle zu intereſſiren, die ſo merkwürdig gegen die hochgeſchürzte Luſtigkeit des Pariſer Café chantant abſtach.

Und auch das Publikum. Lauter gemütliche Rundbäuche, und vergnügte Vollmondgeſichter. Ein rührender Conner des Fleiſches und Gemüthes zwiſchen dem Auditorium und — dem „Brettl“, wie der Volksſänger ſeine weltbedeutenden Bretter nennt.

Doch jetzt, nach einer empfindſamen Concertpièce, einem Kärnthner Volksliederkranz, erſchien da oben eine hagere, gleich auf den erſten Blick komiſch wirkende Figur: lange, dünne Arme und Beine, ein blaſſes Leichenbittergeſicht mit ſpitzer Naſe, die ſchmächtige Figur eng eingeknöpft in einen langen ſchwarzen, abgetragenen Gehrock. Und dieſe komiſche Figur fing nun, mit eckig-tragiſchen Geſtikulationen der maßlos ausſchweifenden Gliedmaßen, ein Couplet zu ſingen an, ein grotesk verzerrtes Liebeslied, deſſen Strophen in den Refrain ausliefen:

„Eu — Eu — Eu laliah, Du biſt mein Ihdeal — aahhh . . .!“

Die letzte Gefühlsinterjektion, dieſes ins Endloſe, Athemloſe gedehnte: „aahhh . . . .“ begleitete der Sänger mit einer Geſte, die vermutlich den hohen Grad ſeiner Seeligkeit und ſeiner für die Göttin Eulalia gehegten Verehrung ausdrücken ſollte. Er warf nämlich einen ſeiner ungeheuer langen und dünnen Arme blitzſchnell nach oben und hielt ihn mit ausgeſtrecktem Zeigefinger ſtarr emporgerichtet, bis jenes langgezogene aahhh . . .! durch die kreiſchende Atemnoth erſtickt ward, während die langen Beine abwechſelnd ihre Fußſpitze mit der weit hervorragenden Naſenſpitze in Berührung zu bringen ſuchten.

Robert konnte ſich eines Lächelns über die groteske Komik nicht erwehren und ſah es nicht ungern, als der Komiker den Dacapo-Rufen gehorchte und die letzte Strophe wiederholte.

Gleich darauf kam jedoch der Ekel. — Wie konnte er heute, heute an ſo etwas Vergnügen finden?

Ohne den Freund den Umſchlag ſeiner Stimmung merken zu laſſen, bat er ihn, aufzubrechen, und verabſchiedete ſich bald von ihm, ſcheinbar beruhigt. — —

Ziemlich ſpät erwachte er am folgenden Morgen. Ein Traum hing an ihm, ein Traum, der ihn während der ganzen Nacht umdämmert hatte.

Er ſah die Geliebte, aber in widerlich ſchwärmeriſcher Poſe, und ſie hieß Eulalia — Und dann ſah er ſich ſelbſt, lang und ſchmächtig, mit ſpitzer Naſe und ſah, wie er mit hochgeſchwungenen Beinen vor ihr umhertanzte und ſang:

„Eu — Eu — Eu — laliah,
Du biſt mein Ideahl! aahhh . .!“

Schnell ſprang er aus dem Bett, warf ſich raſch in die Kleider.

Während er ſich die Hände abtrocknete, überraſchte er ſich plötzlich dabei, daß er eine Melodie vor ſich hinpfiff. — Es war die Melodie des Eulalia-Refrains.

Er hätte ſich ſelbſt ohrfeigen mögen.

Aber kaum eine Minute ſpäter, während er ſich das Haar bürſtete, ertappte er ſich zum zweitenmal.

Angeekelt wandte er ſich vom Spiegel ab.

Heute, heute, an ihrem Begräbnißtag und immer dieſe lächerliche Melodienphraſe, die ihn verfolgte.

Er warf ſich in die Divanecke und überließ ſich ſeiner brütenden Stimmung.

„Eu—Eu—Eulaliah“ — hörte er's wieder. — Diesmal ausdrücklich, anhaltend; es hatte wohl ſchon eine ganze Weile gedauert, ehe es ihm zum Bewußtſein kam.

Wüthend ſprang er auf, das lag wohl hier in der Luft, in der Atmoſphäre, die er geſtern in ſeinen Kleidern mit nach Hauſe gebracht hatte.

Schnell kleidete er sich vollends an, hinab zum Frühstück zu gehen. Er fand die Familie schon am Theetisch. Mutter und Schwester der Braut mit blaßbekümmerten Gesichtern, den Bruder ernster als gewöhnlich.

Schweigend, nach vielsagendstummem Gruß nahm man das Frühstück ein.

Da plötzlich: „Eu— a—Eu—laliah . . . . .“ entwich es wieder seinen Lippen. Qualvolle, wüthende Beschämung packte ihn, als er die Blicke der Mutter und Schwester mit vorwurfsvoller Befremdung auf sich ruhen fühlte und auch der Freund ihn frappirt ansah.

Die Furcht vor einer Wiederholung — denn schon hatte sich seiner das Gefühl bemächtigt, daß er willenlos unter dem Zwang dieser Lächerlichkeit stand, die ihn frech und hartnäckig verfolgte — trieb ihn gleich nach beendigtem Frühstück fort und ließ ihn erst Nachmittags wieder im Familienzimmer erscheinen, als schon alles zur Theilnahme an der Beerdigung gerüstet war.

Und wirklich, er hatte den ganzen Tag über vergebens dagegen angekämpft. Er hatte sich zur Arbeit, zur Lektüre gezwungen, er hatte einen Spaziergang unternommen und ihren Lieblingsplatz in den Isarauen aufgesucht. Und selbst bis dahin hatte ihn die groteske Fratze mit ihrem lächerlichen Refrain verfolgt.

Er fühlte immer mehr, daß er machtlos dagegen war und die Angst begann ihn zu quälen, es möchte ihm noch einmal in Gegenwart Anderer, ihr Nahestehender begegnen. Mußten sie ihn nicht für brutal, oder — da sie doch nicht an seiner Liebe, an seinem Schmerze zweifeln konnten — für toll halten! —

Für toll? — War es am Ende wirklich ein Zeichen von Geistesstörung, hervorgerufen durch das unaufhörlich bohrende Gramgefühl der letzten Tage?

Im Wagen, der ihn mit Georg und zwei Vettern der Braut nach dem Friedhof führte, saß er mit zusammengepreßten Lippen, sich beständig überwachend; er wagte es nicht, sich seinen Empfindungen zu überlassen, aus Furcht, durch seinen lächerlichen Quälgeist überrascht zu werden.

Durch die Spalte des ſchlecht ſchließenden Wagenfenſters pfiff der Windhauch des regneriſchen Herbſttages.

Er zog unwillkürlich den Paletot enger um ſich und vergrub die Hände in den Taſchen.

Was iſt denn das? Ein ſich kalt anfühlender Gegenſtand.

Ah, das ſteckte noch von der Reiſe her drinnen. Er hatte dieſen Ueberzieher während ſeines Hierſeins nicht gebraucht.

Daß ihm das gerade jetzt in die Hand gerieth! — —

* * *

Am Friedhof.

Das offene Grab unter dem grautrüben Himmel. Die Zweige der ſich über den Denkſtein beugenden Weide flüſtern, vom Winde bewegt. — Weihrauchwolkenduft. — Monoton verhallendes Prieſterwort.

Robert ſteht neben dem Freunde, der den Arm um ſeinen Nacken gelegt hat. Kein Schmerzgefühl. Nur die nagende Empfindung der Angſt vor dem Lächerlichen.

Jetzt werden die Bänder unter dem Sarg hindurchgezogen. Ein Schleichen, Knarren, Aechzen . . . langſam, ſchwankend, ſinkt der Sarg hinab.

Da ringt ſich der erſtickte Schmerz durch, ſein ganzes Sein durchſchütternd.

Kaum vermag er ſich aufrecht zu erhalten. Mit aller Macht des Willens bezwingt er ſich. Starr blickt er hinab in die Grube. Da iſt es ihm, als ſähe er den Sarg geöffnet, das ſchöne, bleiche Antlitz entſtellt durch eine lange, ſpitze Naſe, der rechte Arm ſtrebt nach oben, der Zeigefinger ſtreckt ſich aus, lang, ſtarr.

„Eu — Eu — Eulaliah

Du biſt mein Ihdeal, aahhh . .!“

in langgezogenem, erſchütterndem Trauerton . . .

„Menſch! nimm Dich zuſammen“, flüſtert ihm Georg zu.

„Was? — — Was iſt? . . .“

„Biſt Du denn . . .? — Dein Pfeifen . . . .“

„Pfei . . .!?.“

Er ſieht dem Freund ſtarr in's Geſicht.

„Aber dann bin ich ja . . . wirklich . . .“

„Was? — was denn? ſei ein Mann! . . Komm', Robert!“

„Toll! — Aber es iſt noch Zeit!“

Ein jäher Griff in die Taſche. — Ein blinkender Blitz zur Höhe, als führe ein blanker Gegenſtand pfeilſchnell durch die Luft. Ein Knall — und das offene Grab empfängt eine zweite Leiche . . . . .

„Eu — Eu — Eu — laliah

Du biſt mein Ihdeal, aahhh . .!“

II.

Ihr Ausgang.

Ein Beitrag zum Spezialstudium der Münchner Kaffeehausbebe.*)

Die Resi hatte heute ihren Ausgang. — Sie und die Poldl.

Um 1 Uhr, nachdem sie ihre „Losung" [der „bitteren Laura" am Buffet abgeliefert hatten, konnten sie gehen.

Aber die Poldl that gar nicht dergleichen. Sie saß hinter der Marmorsäule, wo man sie vom Buffet aus nicht sehen konnte, mit gekreuzten Armen, den Kopf an die Säule gelehnt und hörte lachend den höchst eindeutigen Anekdoten zu, die ein Stammgast — „der lange Doktor" — ihr erzählte.

Vor der war sie also noch eine gute Weile sicher. Denn bei der Toilette war sie gerne ungestört, wenn es sich nicht traf, daß sie gerade mit einer guten Freundin, der Lisi oder der Paula zum Beispiel, zugleich den Ausgang hatte. Dann war es freilich desto lustiger. Man half sich beim Ankleiden, tauschte allerlei Geheimnisse aus, bewunderte sich gegenseitig, denn die hatten doch auch Sinn für eine saubere Toilette, während die Poldl nur auf äußerlichen Chic sah; wie es darunter oft ausschaute, da hätte Einer den Geschmack verlieren können.

Dagegen sie, die Resi. Was die Reinlichkeit betrifft, darin ging sie eher zu weit. Gründliche Waschungen, mit Sorgfalt und Liebe ausgeübt, das war ihre Lieblingsbeschäftigung. Jeden Morgen und Abend von Kopf zu Fuß, während die Anderen noch oder schon zu ihren Betten liegend ihr zusahen, mit offenen Neckereien und

*) Aus dem in nächster Zeit erscheinenden Buche: **„Hell oder Dunkel?"**, Ernste und heitere Geschichten und Gestalten aus dem Münchener Kaffeehausleben.

heimlichem Geflüster. Sie hatten ihr den Spitznamen „die Ente“ gegeben, weil sie gar so gerne im Wasser herum plätscherte.

Oft, wenn sie den Ausgang hatte und nicht gerade „engagirt“ war, ging sie in's Maximiliansbad, Erster Klasse, und hielt sich dort manchmal so lange auf, mit unendlichen Waschungen, bis in's Detail, daß das Bademädchen ängstlich oder unwillig mahnend an die Thüre klopfte.

Heute stand ihr aber etwas Besonderes bevor. Der „schöne Alfons“, wie die Mädchen den jungen Maler nannten, der täglich, wenn bereits die Stühle verkehrt auf den Tischen standen und es schon an's Auskehren ging, also zwischen ein und zwei Uhr Nachts, noch „im Vorübergehen“ auf einen schwarzen Café mit Cognac hereinfiel, hatte ihr solange zugesetzt, doch einmal mit ihm einen Ausflug zu machen, in allen Ehren natürlich, daß sie ihm endlich zusagen mußte, „weil er halt gar so schön bitten konnte.“

Am Centralbahnhof wollte er sie um 2 Uhr erwarten.

Sie hatte also beinahe dreiviertel Stunden — wenn sie sich nachher auf die Trambahn setzte — Zeit zur Toilette.

Recht gemächlich — als helle Blondine hatte sie überhaupt etwas liebenswürdig-phlegmatisches — stieg sie die vier Treppen zu den Mädchenkammern hinauf, dabei mit einer ganz hübschen, nur schon etwas angerauchten Altstimme das Lied aus dem „Boccaccio“ leise singend:

„Hab ich nur deine Liebe,
Die Treue brauch' ich nicht“ . . .

Sie hatte Gemüth, die Resi. — Aus den Operetten und von den Volkssängern eignete sie sich immer die empfindsamen Lieder an, während die Poldl leidenschaftlich auf die anzüglichen Stellen aus war, wofür sie auch ein riesiges Gedächtnis hatte. Das war nun einmal ihre Natur.

Oben angekommen, in ihrer Kammer, die außer dem ihrigen noch drei Betten, eine Komode und einen Kleiderschrank, den Waschtisch nicht zu vergessen, beherbergte, schob sie den Riegel vor, öffnete das Fenster, durch das ja — außer vom Petersthurme aus mit dem Fernglas — kein Mensch hineinsehen konnte, nahm, jede Stecknadel behutsam verwahrend, die weiße Schürze ab, legte sie hübsch zusam-

mengefaltet in ihren Schrank, obenauf eine gelbe Rose, die ihr eben ein Stammgast „verehrt" und die sie an der Taille getragen hatte, streifte dann das schwarze Kleid ab, die sauber gehaltenen Unterkleider, die niedlichen glanzledernen Schuhe, die so oft wegen ihrer Kleinheit bewundert wurden, die roth und weiß gestreiften, bis über die Kniee reichenden Strümpfe und trat endlich, nur noch mit zwei Ohrringlein bekleidet, an den Waschtisch. — —

— Als Resi nach einer Viertelstunde das Badetuch, in das sie sich gehüllt hatte, abwarf und vor den Spiegel trat, einen alten Ankleidespiegel, der aus vereinten Mitteln bei einem Tändler erstanden worden war, mußte sie selbst lachen: sie war über und über roth wie ein gesottener Krebs, infolge des frischen Brunnenwassers, das ihr der Piccolo vorher eigens hatte hinaustragen müssen, und angestrengter Reibungen.

Und nun begann die Toilette, — eine bewunderungswürdige Toilette. Wäsche aus dem feinsten Leinenzeug mit zierlichen Stickereien, von Roman Meyer, bordeaurothe Strümpfe, Stiefletten zum Küssen und dann — nach einer kunstvollen Frisur — eine stahlgraue Robe von Rosipal.

Das schwarze Jaquet, der weiße Stroh-Hut mit hinten aufgebogener breiter Krämpe und einer mächtigen Schleife von ganz derselben Farbe wie die unter dem Kleidsaume hervorguckenden Strümpfe, ein Paar hellbraune schwedische Handschuhe — sechsknöpfige — ein goldenes Bracelet und ein schwarzseidener Sonnenschirm lagen schon auf dem Bette bereit und Resi war eben im Begriffe, in ihr Taschentuch — sie besaß ein halbes Dutzend von feinstem Battist — etwas Eau de Cologne zu geben, als es heftig an die Thüre pochte und Poldl's Stimme Einlaß begehrte.

Resi schob den Riegel zurück und ließ Poldl herein, die schon auf der Treppe die Schürze abgenommen und über die Schulter geworfen hatte und bereits im Eintreten sich vorne das Kleid aufriß, ganz unbekümmert, daß dabei ein Paar Knöpfe absprangen.

Im nächsten Augenblick flog die Taille nebst der Schürze in einen Winkel, das Kleid wurde einfach abgeschüttelt und mit dem Fuße in eine andere Ecke geschleudert; dann vor dem Spiegel ein paar Striche mit dem Kamm durch den krausen Ponny-Stirnbüschel,

wobei Reſi, da ihr Jene den Rücken zuwandte, eine aus wollenen Strümpfen, Taſchentüchern und Servietten zuſammengepfropfte Tournüre hinten baumeln ſah, was ihr übrigens nichts Neues war.

Plötzlich lachte Poldl laut auf.

„Du, der Doctor iſt doch ein Schweinigel! Was mir der wieder für Geſchichten erzählt hat —"

„Laß mich in Ruh'", ſagte Reſi, „mit Deinen Schweinereien. — Und zerbrich mir net wieder mein' Kamm. Du könnt'ſt Dir doch ſelber ein' anſchaffen."

„Jeſſas", ſchrie Poldl, indem ſie den Kamm, aus dem ſie wirklich im Nu ein paar Zähne herausgebrochen hatte, auf den Waſchtiſch warf. „Ich beiß Dir nix davon 'runter. Und Läuf' hab' i aa keine, wenn i aa net den ganzen Tag mit'm Kopf in der Waſchſchüſſel ſteck'".

„Kruzitürk'n, iſt die wieder nobel!" fuhr ſie fort, Reſi von allen Seiten betrachtend, während ſie in ein ſchwarz und gelb geſtreiftes Kleid, das ſie bei einem Ausverkauf für ein paar Mark erſtanden hatte, hineinfuhr. „Der muß aber ſplendit ſein!" (Reſi warf ihr einen verächtlichen Blick zu.) „Uebrigens, was haſt denn da für a Parfüm? Das paßt ja gar net zu Deiner Eleganz. Is' ja was ganz Gewöhnlich's! — Da riech her! (lachte ſie, während ſie aus ihrem Schrank ein Flacon hervorholte, den Glasſtöpſel löſte und es Reſi unter die Naſe hielt.) Das hat mir neulich Einer g'ſchenkt. Und weißt' (fügte ſie hinzu, mit den Augen zwinkernd und die Zungenſpitze blitzſchnell hin und her bewegend) das hat noch a ganz a b'ſondere Wirkung."

Reſi dankte entrüſtet. Sie brauche ſo etwas nicht. Und ſie müſſe ſich's überhaupt verbitten, daß man ſie für Eine halte, die ſich mit Jedem abgebe, wie gewiſſe Andere . . . .

„Das ſoll wohl a Stich ſein", lachte Poldl. „Aber bei mir greift der Hochmut net an. Uebrigens, wenn Du wüßt', mit wem ich heut' geh', Du thät'ſt Dir die Finger darnach ablecken."

„Ich brauch's nicht zu wiſſen," ſagte Reſi, während ſie ſorgfältig ihre Schrankabtheilung zuſperrte, die Schlüſſel in die Taſche ſteckte und den Sonnenſchirm ergreifend, einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel warf.

„Grad ſollſt Du's wiſſen", rief Poldl erregt, „daß Du gelb wirſt vor Neid, Du hoffärtiges Ding, Du! Mit'm ſchönen Alfons geh' ich."

„Lügenmaul!" rief Reſi zurück, die ſchon an der Thüre ſtand.

„Soll i Dir's beweiſen?" ſchrie die Andere, riß aus ihrem Schrank eine Schachtel, die ganz mit Briefſchaften, Akt-Photographieen — — u. dgl. gefüllt war, nahm ein ganz oben liegendes Billet heraus und hielt es der „Freundin" vor die Augen.

„Da, wenn'ſt leſen kann'ſt! Heißt das net: Al—ſons Schön—au—er? . . . Und da: Liebe Poldl! Ich er—warte Dich mor—gen zur ſel—ben Zeit wie das vo—ri—ge—mal — in den Ga—ſteig—an—lagen, Du weißt ſchon, wo! — Das Andere, was noch da ſteht, geht di nix an. Wär' auch net fein genug für die noble' . ."

„Ob du's hergiebſt", ſchrie ſie, auf einmal, aus der höhniſchen in die wüthende Tonart übergehend, denn Reſi hatte ihr — ganz blaß geworden — den Brief entriſſen. — Das konnte ja nicht ſein! — Es mußte erlogen ſein. — Dazu war er nicht fähig!

Aber Poldl ſtürzte wie eine Katze auf ſie los und nun entſpann ſich ein Kampf zwiſchen den Beiden, der von der einen (Reſi's) Seite vornehmlich mit Ohrfeigen und Püffen, von der anderen vorwiegend mit Kratzen und Beißen geführt wurde und nach deſſen Beendigung, infolge beiderſeitiger Erſchöpfung, jede der Kämpferinnen ſich in bejammernswerthem Zuſtande vor dem Spiegel wiederfand.

Zerkratzte, geröthete Geſichter, zerquetſchte Hüte, zerriſſene Kleider ein Bild zum Erbarmen.

— — — — — — — — — — — — — —

Von halb Zwei bis Drei wandelte der ſchöne Alfons in den Gaſteiganlagen umher; dann nahm er eine Droſchke, fuhr auf den Centralbahnhof, ſah ſich vergebens überall um. . . . .

„Jetzt weiß ich noch immer nicht, hab' ich für heute die Reſi auf den Bahnhof oder die Poldl in die Gaſteiganlagen beſtellt. Eines von beiden muß doch wohl ſtimmen. Verfluchte Geſchichte, wenn man ein ſo kurzes Gedächtniß hat. Für heut' wird ſich ſchwerlich was anders finden laſſen. — No, arbeiten wir halt!"

Und er begab ſich mit dieſem edlen Vorſatze in ſein Atelier, wo die Lotti, eine andere „Bekanntſchaft", an die er gar nicht mehr gedacht hatte, ihn ungeduldig erwartete.

Georg Schaumberg.

Digitized by Google

I.

Münchner Luft.

(Stimmungsbilder).

Hofgarten.

Die Taſſen klappern und die Löffel klirren,
Durch's Maienlaub verirrte Falter ſchwirren,
Eintönig rauſchen die verſchlammten Brunnen.

Ein Baby ſchreit — in dumpfen Intervallen
Aus der Kaſerne ſchrille Rufe ſchallen,
Des welterobernden Stechſchritts-Commando.

Verwittert, moosbedeckt ſteh'n die grotesken
Marmorolympier und auf Rottmanns Fresken
Halten die Schwalben ihre Mittagsruhe.

Auf einer Bank im hellen Tüllgewande
Ein Backfiſch gähnt und zeichnet dann im Sande
Mit ſeinem Sonnenſchirm verſchlung'ne Herzen.

Heiß liegt die Sonne auf den weißen Wegen . . .
Wohin du trittſt, ſtarrt Langweil dir entgegen,
Die wohlerzogenene Philiſterlangweil.

* * *

Im Großſtadttrubel bliebſt du grünes Eiland,
Ein letzter, müder Ueberreſt von weiland
Der ſchönen Zeit gepuderter Perrücken.

Und beſſer noch, als alle die Berichte
Der bändereicheſten Culturgeſchichte
Predigſt du uns der Mode tollſte Launen.

Einſt ſahen deine zierlichen Arkaden
Des Hofes feierliche Cavalkaden
In Seidenſtrümpfen und geſteiften Röcken.

Dann kam der Zopf und dann die Schillerkrauſe,
Die Escarpins und dann die ſammt'nen Flauſe
Zuletzt der Schöpfung Krone: der Cylinder.

Den Fürſten folgten die Ariſtokraten,
Dann Offiziere, Künſtler, Literaten,
Dann Rentiers und endlich — die Commis.

Und heute hat die jüd'ſche Haute-finance
Dich occupirt — es herſcht die Médisance
Und nächtlich thront hier Venus vulgivaga.

II.

Im Odeon.

Beethovens Neunte!
Triumphgeſang Prometheus!
Seelenſchreie in Noten gepreßt!
Wie ſie dahin rollen die gewaltigen Klänge,
Einer Menſchheit Jubel,
Einer Menſchheit Jammer bergend!
Wie ſie dahin fluthen über das ſchillernde Chaos
Ehrwürdiger Glatzen, geſchminkter Wangen,
Verlogener Lippen, verbuhlter Blicke,
Ein mächtiger, heil'ger,
Reinigender Töneſtrom!
Aus dem Alltagsſchmutze,
Dem Lebensſumpfe,
Die Menſchheit zu reißen
Auf wenig Minuten,
Empor zu tragen zur Sonnenhöhe
Des längſtverlorenen Paradieſes,

Nach dem noch immer brennende Sehnſucht
Die Menſchen durchzittert . . . . .
Um dann wieder zu ſinken
Zurück in den alten,
Stets wachſenden Sumpf . . . . .
Im hinterſten Winkel
Hat barmherzige Milde
Den Nachtgeborenen,
Den Lichtberaubten,
Ein Plätzchen gegönnt,
Da ſitzen die Blinden.
Wie ſie lauſchend die Köpfe ſtrecken!
Wie ſie gierig die Töne ſaugen!
Wie die blaſſen, leidenſchweren,
Müden Geſichter ſich verklären!
O, wie muß bei dieſen Klängen
Ihnen dieſe Welt erſcheinen,
Ueberirdiſch, groß und herrlich,
Und die Menſchheit, die verpfuſchte,
Göttergleich!
Sie, die nie die Sonne ſahen,
Die nur Nacht und Dunkel kennen,
Sehen nimmer auch den tiefen
Schatten, der ſich langſam breitet,
Mit Polypenarm umklammert,
Alles, was ſich leben heißt,
Nicht das ſcheußliche Gerippe
Siegreich ſeine ſchwarze Fahne
In den Knochenhänden ſchwingend,
Aus den Augenhöhlen grinſend,
Wahnſinn, Tod!
„Seid umſchlungen Millionen!“
Wie die Töne jauchzend ſchwellen,
Doch mit ihnen ſchwillt der Neid
In der armen Blinden Herzen.
Neiden ſie die Sehenden?!
Ein Sehender bin ich und doch,
Wie beneide ich euch, ihr Blinden!

III.

Dichterkrönung.

Eine Märchenreminiscenz.

Es war einmal ein Dichter, der war 70 Jahre alt geworden — und es war ein deutscher Dichter, das war das Merkwürdige. Er war nicht zuvor verhungert, hatte nicht durch Selbstmord geendet oder war im Elend untergegangen, das ist noch merkwürdiger. Und er war nicht einmal einer von den literarischen Heiligen der höheren Töchterschule, er war nicht ganz süß lilafarbig, er hatte sogar in seiner Jugend Verse geschrieben, in denen etwas von Leidenschaft durchschimmerte und das war das Merkwürdigste. Aber als das Jugendfeuer verlohte, da schwamm er auch mit in dem großen, wasserreichen und doch so seichten Strom der deutschen Dichtung älterer Ordnung. Da er nicht ganz so leicht war wie die übrigen, ging es zwar zuweilen schwer mit dem Schwimmen. Und als der Mann nun siebzig Jahre alt geworden, da besann man sich plötzlich auf ihn und zugleich auch darauf, daß nun die Gelegenheit zu einem großen Feste gekommen sei. Man setzte den oft bewährten Jubiläumsapparat in Bewegung und der fungirte vortrefflich.

Es gab Tannenguirlanden und Toaste, schwarze Fräcke und endlose Reden, Ehrenjungfrauen und schlechte Verse, Lorbeerkränze und Fanfaren und natürlich auch die bekränzte Büste des Gefeierten im Hintergrund, und Alles athmete eitel Begeisterung. Die Jungfrauen errötheten zur rechten Zeit, die guten Freunde des Gefeierten sprachen mit vor Rührung erstickten Stimmen und preßten ihre thränenfeuchten Schnupftücher, der Sängerchor heulte irgend einen vorchristlichen Siegesgesang und die Begrüßungsverse klapperten wie Mühlräder. Und es erhob sich zuletzt der Beherrscher der curulischen Stühle zu einem langen Sermon. Er sprach von dem

Volke der Dichter und Denker, von dem bekannten „Kainsmal“ und von dem Danke der Nation, und in jedem seiner Sätze betonte er dreimal das Wort „deutsch“. „Die Lieder, die das deutsche Volk auf der Straße singt, das ist die echte deutsche Poesie!“ so sprach er und alle erhoben sich, stießen mit den Gläsern an und riefen dreimal „Hoch! hoch! hoch!“

Auch die poetische Kinderschule wollte ihr Sprüchlein anbringen, aber man ließ sie nicht zu Worte kommen.

Inmitten der Menge saß der greise Jubilar. Er wiegte sinnend sein weißes Lockenhaupt und eine Thräne glänzte in seinem Auge. An was er dachte? An seine Jugend, da er bei den guten Freunden mit seinen Versen antichambriren mußte? Wer weiß es? Er dankte mit bewegten Worten und die schlechten Verse klapperten auf's Neue.

Zuletzt kam einer von der Zunft der krachledernen Hosenpoeten und begann den Dichter der Völkerwanderung schnaderhüpfelnd anzudichten. Da schlug ich den Mantel um's Ohr und drückte mich durch die Thüre.

Auf der Straße lag der Mondschein und der Schnee glitzerte. Und wie ich so vor dem Hause stand und den kalten Nachtwind um die heiße Stirne streifen ließ, da kamen ein paar Bursche Arm in Arm die Straße entlang. Leute aus dem deutschen Volke. Sie sangen im Marschschritt, mit lauter Stimme, ein Lied: „Allons enfants, de la patrie!“

„Die Lieder, die das deutsche Volk auf der Straße singt, das ist die echte deutsche Poesie!“ so sprach doch der Redner — und aus dem Saale heraus klang es begeistert: „Hoch! hoch! hoch!“

IV.

Prozeſſion.

„Trom, tam, tam!“ ſo tönt die Trommel.
Und's Monocl ſcharf in's linke
Auge preſſend tritt der Lieutenant
Mit halb rechts vor ſeinen Zug.
„Achtung, präſentirt's Gewehr!“
Schnarrt er in der höchſten Lage
Seines fettigen Falſettes.
Und im nächſten Augenblicke
Blitzen hundert blanke Läufe
Klirrend in der Maienſonne.
Schmetternde Poſaunenſtöße,
Fahnenwehen, Weihrauchwolken
Und ein dumpfes Stimmgeſumme
Halb Geſänge, halb Gebete
Künden allem Volke, daß ſich
Naht das Allerheiligſte . . . .
Erſt ein Haufen alter Weiber
Monoton Gebete plappernd
Und dabei nach allen Seiten
Dumm neugierigen Blickes glotzend,
Dann die biedern Muſikanten
Mit den biedern rothen Naſen,
Dann die Prieſter ernſt und würdig,
Weltverloren, weltverſunken,
Schreiten ſie voran dem hohen
Golddurchwirkten Baldachine
Unter deſſen bunten Schatten
Trägt der Biſchof die Monſtranz.
Alles Volk liegt auf den Knieen.
Trom! tam! tam! ſo tönt die Trommel . .

Einſt vor einem weißen Stiere
Mit gefleckter, ſchwarzer Stirne
Beugten ſich Egyptens Völker,
Vor dem Fetiſch, den er ſelber
Sich zum Gotte ſchnitzte, beugt ſich
Noch der Südſee-Inſulaner
Und Millionen beugen heute
Sich vor Dieſem und vor Jenem.
Wird die Menſchheit ſich nach tauſend
Jahren noch vor etwas beugen?
Wer gibt Antwort auf die Frage?
Trom, tam, tam! ſo tönt die Trommel...
Luſt'ge Stimmchen, helle Kleidchen,
Blumenſchmuck in blonden Haaren,
Iſt das munt're Volk der Kleinen.
Mitten unter ihnen ſchreitet
Züchtgen Blicks ein wunderhübſches,
Schlankes Kind von 16 Jahren.
Wie der Flaum auf Aprikoſen
Liegt's auf ihren friſchen Wangen.
Und des jungen Buſens Fülle
Knospet ſichtbar unter'm Mieder.
Wie des Roſenkranzes Perlen
Flink durch ihre Finger gleiten,
Wie andächtig ſie das kleine
Kußgeformte Mündchen öffnet
Zum „Gegrüßt ſeiſt Du, Maria!"
Plötzlich ſtockt ſie, tiefe Röthe
Deckt ihr Antlitz bis zum Halſe
Und erſchrocken in der Kehle
Bleibt ihr die „Maria" ſtecken.
Dort wo eben die Soldaten
So ſteifleinen präſentiren,
Dort am Flügel jener junge,
Hübſche Mann mit den blauweißen
Achſelſchnüren und dem blonden
Bärtchen auf der Oberlippe:
Der Logisherr ihrer Mutter!
Geſtern Abend, als die Mutter
Juſt am Sopha eingeſchlafen

Kam er nicht zu ihr in's Zimmer?
Und — ein ſüß' Erinnerungsſchauern
Faßt den jungen Mädchenkörper,
Daß das ausgewaſchne weiße
Kleidchen kracht in allen Nähten.
Doch, o Gott! ſie ruht ja nicht mehr
Auf dem Divan, auf dem weichen,
Nein, ſie ſchreitet ja im Zuge
Der Fronleichnamsprozeſſion.
Haſtig rafft ſie die entfall'nen
Perlen ihres Roſenkranzes
Und die Lippen murmeln wieder
Ihr „Gegrüßt ſeiſt Du, Maria!“ . . . . .
Ueber Sünder und Gerechte,
Ueber Schafe, über Böcke
Thront das Holzbild des Erlöſers
Mit den rothen Farbenklexen
Statt der tiefen Wundenmale.
Mit den leeren Augenhöhlen
Starrt er in den lieblich blauen
Wunderbaren Maienhimmel. . .
Trom, tam, tam! ſo tönt die Trommel!

V.

Auf der Auer Dult.

Sonntags auf der Auer Dult
Drängt' ich mich durch die Buden,
Trieb ſich allerlei Volk umher,
Chriſten, Heiden und Juden.
Lauter Geſang und Gejohl erſcholl
Aus den dumpfigen Schänken;
Lag ja das ganze Philiſtervolk
Drin auf den ſchmutzigen Bänken.
Confectioneuſen und Handlungscommis,
Behäbige Bauſpekulanten,
Metzgermeiſter, Privatiers
Und grinſende Kuppeltanten —
Soffen und fraſſen, daß das Fett
Lief über die ſchwulſtigen Lippen,
Preßten den Arm in wilder Gier
Um ihrer Weiber Rippen.
Stand ich mitten unter dem Chor
Blöd mit traurigem Herzen,
Faßte mich tiefer Ekel an
Vor den ſchmierigen Scherzen.
Doch ein Gedanke ſtieg empor,
Ließ mir im Hirn keine Ruh':
Jene, vor welchen dich Ekel erfaßt,
Menſchen ſind es wie du!
Was hebt dich denn über ſie,
Stolzer Geiſtestitane?
Schriebſt du Wahrheit und Schönheit auch
Auf die zerlöcherte Fahne,
Strebſt du auch mit fieberndem Hirn
Raſtlos Phantomen zu,
Jene bei Maßkrug und Weißwurſt ſind
Glücklicher doch als du!

VI.

Die ſchwarze Schlange.

Juni-Nachmittag! So zwiſchen ein und zwei Uhr. In der grellen Beleuchtung dehnt ſich die Ludwigsſtraße noch langweiliger als ſonſt. Man begreift, daß die Göttin auf dem Siegesthore ihr ehern Antlitz lieber den grünen Pappeln zuwendet. Gedankenverloren ſchlendere ich die Straße entlang, dem Schienengeleiſe der Trambahn nach. Plötzlich wird mein Blick feſtgehalten. Von der ehrwürdigen alma mater herauf bewegt ſich auf dem linksſeitigen Trottoir in kurzen Windungen ein langes, ſchwarzes Etwas — langſam ſchiebt es ſich vorwärts, hin und her im ſchmalen Zickzack, auf und abwogend wie eine Schlange, eine große, ſchwarze Schlange. — Und ſie kommt näher, immer näher. Ich bleibe ſtehen und ſchaue. Nun kriecht ſie vorüber. Täuſchung! Jugendliche Geſtalten ſind es, die paarweis an mir vorüberſchreiten, alle gehüllt in die Farbe der Nacht, des Todes, in das düſtere, lichtſcheue Schwarz. Unter den breitkrämpigen Hüten lauter junge Geſichter, aber wie verſchieden. Die einen geſundheitstrotzend, roth, blühend, voll Sinnenluſt und Lebensfreude, die andern bleich, hohlwangig, aſketiſch, mit Spuren durchwachter Nächte, die einen intelligent, aufgeweckt, die anderen ſtupid, nichtsſagend, blöde. Die Rekruten des Clerus! Die zukünftigen Bannerträger des Zelotismus! Falſche Propheten, die die Liebe predigen ſollten und den Haß ſäen werden. Arme, junge Herzen wie bedauere ich euch. — Der Zug iſt vorrüber, ich wende mich, ihm nachzuſehen und wieder gleicht er einer Schlange, einer unheimlichen, drohenden Schlange, die ſich zwiſchen all die geputzten, frohen Menſchen hindurchwindet — ſcheu tritt alles zur Seite. Wie lange noch wird die ſchwarze Schlange die Welt umkreiſen? — Eben iſt ſie am Odeonsplatz angelangt und wie ſie ſich um die Ecke windet, da ſieht ſie gerade aus wie ein großes, ſchwarzes Fragezeichen.

R. von Seydlitz.

Digitized by Google

Der Tod des Friedens.

Wenn Einer todt gesagt wird, lebt er desto länger, behauptet man. Möge dies sich auch heut' hier bewahrheiten! Immerhin, alle Welt rüstet sich auf den Tod des Betreffenden — schon seit Jahren. Die Begräbniskosten, wohl die riesigsten, die je aufgewendet wurden, werden uns Allen seit langen Jahren abgeschröpft. Und darum sei es vergönnt, auch für den kommenden Trauertag die Parentation vorzubereiten. Vorsicht kann ja nicht schaden, und Nekrologe schreibt der kluge Journalist schon bei Lebzeiten des Betreffenden, damit es gedruckt werden kann, ehe jener den letzten Schnaufer gethan. Man schreibt dann mit vorausgekostetem Schmerz mit anticipirten Thränen, ja man skizzirt sich die Begräbnißfeierlichkeiten, entwirft die dabei vorkommenden Volksscenen, läßt ein paar erdrückte Frauen und Kinder aus der dichtgedrängten Zuschauermasse forttragen, läßt ein Pferd scheu werden, läßt die Sonne brennen, oder den Regen in Strömen herabstürzen — eins paßt ja immer; — und endlich sorgt man für Gerüchte über das Testament, Details über Erbschaft, u. s. w.

Wohlgemerkt — wenn der Betreffende ein großer Mann ist. Denn uns andre trifft ja das nicht, wir haben gefälligst selbst für unseren Brocken Unsterblichkeit zu sorgen, — und, unter uns gesagt, wir bemühen uns ja auch enorm darum; nur, daß es nicht immer nach Wunsch gelingt, weil die großen Beispiele oft recht schwer nachzuahmen sind, und nicht jeder ein Sonntagskind ist. Und zweitens, ebenso unter uns gesagt: es ist eigentlich recht beruhigend, zu wissen, daß man in keinem Redactionsarchiv registrirt zu lesen steht: N. N. wurde geboren am . . . . ., that dies und das, verfehlte das und dies, und starb am . . . . . (Das Datum freigelassen.) Denn solch' eine unfertige Nekrologsammlung nimmt sich für die Lebenden immer mehr oder weniger wie ein Sargmagazin aus, an dem doch Jeder

gerne mit abgewandtem Blick vorübereilt, um die halbfertigen Kasten nicht danach betrachten zu müssen, ob einer davon gar vielleicht schon sein eigenes Längenmaß habe!

Aber wir haben es ja heute mit keiner lebenden Person zu thun. Der, von dem wir sprechen, soll nach competenten Urtheilen heute gerade so bärengesund und kräftig sein, wie noch nie. Er ist im schönsten Alter — 20 Jahre; — also verletzen wir Niemanden, wenn wir seinen Nekrolog entwerfen, sein Begräbnis skizziren, und von seinem Erben, dem Krieg, sprechen. Wir haben ihn, dessen Tod uns bereits jetzt zu seinen Lebzeiten so viel Steuern kostet, ja Alle gar so lieb. Aber der Teufel soll trauen; der bewußte Dachziegel — wenn er auch nicht vom Haupte eines drohenden thönernen Riesen fällt — er kann ihm doch einmal plötzlich den Garaus machen. Und dann wären wir ganz unvorbereitet! Also frisch die Feder gespitzt, die Thräne verspritzt, und die Phantasie erhitzt!

Der Friede — bekanntlich, nach der Ansicht des Ritter Manfred in der Braut von Messina, ein lieblicher Knabe der gewohnheitsmäßig an murmelnden Bächen herumlungerte, — hatte sich seit langem von dieser üblen Gewohnheit einen bösen Rheumatismus geholt. Man redete nicht gern davon, aber es war so. Er war schon lange in der Kur; alle möglichen Pflaster saßen auf ihm, er schluckte Medikamente neuester Sorte, man spritzte ihm Gold ein — aber es half nichts; er bekam überall wieder's Reißen. Nach der Ansicht Anderer ging er an zu schwerer Bekleidung zu Grunde — er trug Panzer als Sommerpaletots, — und noch Andere behaupteten, er sei immer zu arg geschnürt gewesen. — Kurz, die Katastrophe kam nur dem gänzlich Sorglosen, dem Zeitunglosen unerwartet. Denn die Krankenbulletins der Tagesblätter ließen schon lange merken, wie es mit dem holden Jüngling stand.

Armer Kerl! Er stand im schönsten Alter — 20 Jahre. Er fing gerade an, vielversprechende Techtelmechtel mit Handel und Industrie zu haben, alle Musen waren ihm, dem schönen Knaben, wohlgesonnen. Da brach das Verhängniß herein. Man stopfte ihn förmlich mit Eisen. Aber gerade dies brachte ihn um. Er war zuletzt so schwach, daß man das Aeußerste für ihn fürchtete, wenn irgend wo im Auslande sich ein Deroulederndes Geschrei erhob.

Er war eben — gestehen wir's offen — erblich belastet mit Budgetosis gigantea. Zuletzt gab man ihm rauchloses Pulver; aber umsonst. Die Aerzte, die schon den bewußten „kranken Mann" am Bosporus so lange hin und her behandelten, — zuckten schließlich die Achseln, auf welche sie sich alle Verantwortung hatten aufpacken lassen.

Mit furchtbarer Schnelligkeit ging's zu Ende.

Der Sterbende lag in einer dürftigen Bauernstube, aufrichtig beweint von den Bewohnern. Er starb so schnell, daß er kaum Zeit hatte, ein paar Worte zu sprechen; er murmelte nur: „Ihr habt mich Alle nicht verdient!" — Drehte sich um, und verblich. —

Der Errichtung eines Testaments war er überhoben. In seiner Familie erbt man ohne Testament. Der Erbe ist — der Krieg.

Des Friedens Vater war der Erfolg, die Mutter die Erschöpfung. Sie hatten's gut gemeint mit dem Kinde; aber er war in frühester Lebenszeit schon zart und schwächlich gewesen, und das kleinste Schnäbele hätte ihn leicht todtschreien können. — Nun war's aus. —

Wenn bei anderen Todesfällen der letzte Moment von dem Umstehenden mit düstrem Schweigen oder ersticktem Schluchzen begleitet wird — hier war es anders. Zu aller Klage war keine Zeit. Denn mit der Geschwindigkeit eines ostasiatischen Taifun rasselte der Erbe bereits heran, markerschütternd, schonungslos alles zermalmend. Kein Mensch hatte Zeit um den Todten sich weiter zu bekümmern. Der Erbe nahm Alles und Alle in Anspruch. Er sah entsetzlich aus: übermäßig ernährt mit Kanonenfutter, in die neuesten und stärksten Sprengstoffe gekleidet, aus einem gezogenen Rohr rauchend, rasselt er daher. Aber merkwürdig: Der Gewaltige sieht auch nicht aus, als wenn er lange leben könnte. Wenn er einmal die Augen schließt — sein Erbe, der nächste Friede, wird keine Waffen mehr zu tragen brauchen — zunächst aus Schwäche, später vielleicht aus Vernunft.

Und sofort nimmt der Krieg Besitz von seinem gesammten Erbe. Es geht los. Und zwar so schnell, daß die Feder nicht nachkommen kann und alles stenographirt werden muß. Stenographirte Berichte an die Blätter zu senden und dort gemächlich in Drucksatz umzu-

wandeln, geht nicht mehr; bis es gedruckt iſt, iſt's längſt nicht mehr wahr. Alſo wird entweder Spezialtelephon nach jeder Redaction gelegt, oder der ſtenographiſche Bericht mittelſt neuen Verfahrens ſofort *als ſolcher* abtelegraphirt. Dort, in der Druckerei, wird ein Phonotypotachygraph, Patent Ediſon, eingeſchaltet, und ſo alles gleich ſelbſtthätig geſetzt und gedruckt.

Oft paſſirt's, daß das Feldtelephon mitten im Bericht des Reporters ein kräftiges: „Bum!" ertönen läßt und dann plötzlich ſchweigt. Der Berichterſtatter iſt dann eben in die Luft geflogen. Um hiergegen eine Verſicherung zu haben, werden am beſten alle Berichterſtatter ſich zu einem Verein, einer Centralſchlachtbummelgeſellſchaft zuſammenthun; hat das Melinit des Feindes Einen weggeblaſen, ſo ſpringt ſchnell der Andere ein. Für die Hinterbliebenen der melinitirten Journaliſten iſt durch eine großartige Verſicherungsanſtalt geſorgt, der der große Wippchen vorſteht, und die, vermuthlich auf ſeinen Vorſchlag, den Namen „Bellona pittoresca" führt.

Und nun liefert alles: England Waffen, Deutſchland Schlachten, die Berichterſtatter Berichte. *Geliefert* wird nur Einer: — der Feind!

— — — — — — — — — — — —

So! Und nun mag der Friede zu Grabe gehen, wann er will. Wir ſind gerüſtet; der Nekrolog iſt vorbereitet bis auf's Datum. Und nun eine friſche Maß auf's ewige Wohl des Todtgeſagten! Er lebe! Proſit!

Frank Wedekind.

Digitized by Google

I.

Confeſſion.

Ich bin ein Menſch von Fleiſch und Blut,
Ich fange keine Grillen,
Ich muß des Leibes Durſt ſo gut
Wie den der Seele ſtillen.

Begeiſtert ſchwing' ich mich empor
Zu Gott in ſchwacher Stunde;
Und bin ich ſtark, heb' ich den Flor
Von ew'ger Todeswunde.

Weit öffnet ſich der Arme Paar
Gleich hellen Tempelpforten;
Ich rufe ſchweigend vom Altar,
Ich bete nicht in Worten.

II.

Coralie.

Wie dort durch der Brandung Ziſchen
Sich erſtreckt der Hafendamm,
Alſo ſtreck' auch ich mich zwiſchen
Dich und deinen Bräutigam.

Auf neutralem Boden ſchlummern
Bietet mir beſondern Reiz,
Wie das Leben zwiſchen Pummern
Und Neapel in der Schweiz.

Eiſig krabbelt's über'n Rücken,
Schloſſenſchauer fühl' ich nah — !
Hingeſtreckt vor meinen Blicken
Feurig winkt Italia!

III.

Mina's Kochſchule.

Daß in deinem Engelsköpfchen
So viel Teufelei rumort,
Hätt' ich nimmer ahnen können,
Aber deine Küſſe brennen
Wie kein Höllenfeuer ſchmort.

Deiner Seele heiße Sauce
Gießt ſich praſſelnd auf mich aus:
Mit den neueſten Apparaten
Werd' ich Aermſter ausgebraten,
Ein bejammernswerter Schmaus.

Schließlich öffneſt du die Bruſt mir
Und tranchirſt mein dampfend Herz,
Weideſt dich an ſeinem Pochen,
Wie's zerriſſen und zerſtochen
Und in Stücke ſprang vor Schmerz.

IV.

Kriſis.

Und nun iſt es doch gekommen
Trotz des wilden Sinn's im Köpfchen,
Und wir haben von dem Töpfchen
Kühn den Deckel abgenommen.

Schwüler Paradieſesbrodem
Stieg uns kitzelnd in die Naſe,
Dennoch bangt ich wie ein Haſe
Vor dem Pechgeruch von Sodom.

Zwei von heißer Gluth erfüllte
Mitternächtlich helle Sterne
Blinken träumend in die Ferne,
Die ſich ſcheu in Nebel hüllte.

V.

Geſpenſt.

Geſtern dacht' ich eines Kuſſes,
Wie ihn deine Mutter gab.
In Erinnerung des Genuſſes
Leckt' ich mir die Lippen ab.

Ach das war so heiß, so hastig,
Daß, ich weiß nicht wie's geschah,
Plötzlich ich sie selbst leibhaftig
Wieder bei mir sitzen sah —

Lauschte wie sie sang und lachte,
Manch' verheißungsvolles Wort,
Aber als ich dein gedachte,
War sie plötzlich wieder fort.

VI.

Christine.

Bessern soll ich mich? — O Himmel,
Wie werd' ich wohl besser!
Eher reiten schwarze Schimmel
Weiße Menschenfresser,
Eh' ein solcher Kauz wie ich
In sich geht und bessert sich!

Nein, mein Fräulein, ich verzichte
Auf die Tugendpalme,
Schreibe meine Mordgedichte
Tief im Tabaksqualme,
Bis der Satan kommt und spricht:
Weg mit dir, du Bösewicht!

Ja, mich wird der Teufel holen
Früher oder später,
Und ich Aermster muß verkohlen
Unter Schmerzgezeter.
Haut und Haar und Fleisch und Bein,
Alles muß gebraten sein.

Und die Höllenbrut wird lachend
Meine Glieder ſpießen
Und daraus Coteletten machend
Selig ſie genießen,
Während ich am Marterroſt
Winde mich und lalle Proſt.

Sie indeſſen wandeln lieblich
In der Engel Schaaren,
Blumen tragend wie dort üblich
In gelockten Haaren,
Und das ganze Angeſicht
Angeſtrahlt von Himmelslicht.

Seh'n ſie nun, wie weit geſchieden
Unſer beider Pfade;
Ihnen eines Gartens Frieden,
Mir die Promenade,
Wo man ſich bei jedem Schritt
Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,
Mir der Waffen Blinken
Und des wilden Bär's Umarmung,
Ihnen ſeine Schinken;
Mir des Feind's entmenſchter Streit,
Ihnen ſeine Menſchlichkeit.

VII.

Pech.

Wenn mir dereinſt von dieſer Seuche
Geneſung wird im kühlen Grab,
Dann ſei, daß Jung und Alt entfleuche,
Mein Denkmal eine Vogelſcheuche,
Mein Hut auf meinem Bettelſtab.

Der Hut war ſchwarz und breitgerändert,
Im Herbſte herrlich grün umlaubt.
Wie hat das Elend ihn verändert!
Nun deckt er ſtaubig, grau, entbändert
Mein müdes, frühgebeugtes Haupt.

Den Nacken hielt ich friedlich nieder,
Bis ich der Unſchuld frommen Schlaf
Gefährdet fand von gift'ger Hyder.
Ich ſchlug, daß ich die eig'nen Glieder
Mit grauenvollſtem Fluche traf.

Zur Seuche, d'ran ich langſam ſieche,
Ward mir des Ungeheuers Gift:
Der gräßlichſte der Erdenflüche;
Ich wanke hin, ich ächze, krieche
Bis mich im Tod Erlöſung trifft.

VIII.

Nemesis.

Was ich gethan, das läßt sich nicht bessern;
Es läßt das Gewissen sich nicht verwässern;
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand
Und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Muth versiegt, es wachsen die Schmerzen,
Und öd' und trostlos wird's im Herzen.
Ich bin vernichtet, ich bin verdammt,
Ringsher von Rachegluthen umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn umfinge,
Wenn ich verkappt in den Himmel ginge,
Verschlossen ward mir die Seligkeit;
Ich schliche mich ein im Schellenkleid —

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,
Allein das Herz, das Herz in der Brust
Ist sich unendlicher Schuld bewußt.

Inhalt:

Otto Julius Bierbaum:

Seite:

Waschermadlhistorie 7
Ein Menuett 23
Meine Sonne a. D. 24

Julius Brand:

Der bucklige Toni. Eine Skizze 27
Gedichte: Luzifer 32
Gleiches Schicksal 33
Der Sonne entgegen 34
An einen schiefgewachsenen Baum 35

Anna Croissant-Rust:

Gertraud. Novelle 39
Sommer 48

M. G. Conrad:

Jenseits. Novellistische Seelenstudie 53
Gedichte: Mara Motter . 72
Meinem Vater . 77
Meinem Sohn Erwin . . . 77
Die gute Haut. Novellistische Skizze 81

Hanns von Gumppenberg:

Die arme Mila. Eine Lebensstudie 93
Staub 102
Die Entdeckung (nach Hermann Bahr) 103

Oskar Panizza:

Seite:

Das Verbrechen in Tavistock-Square 109
Beelzebub 119

Ludwig Scharf:

Wildrose. Ein Liebesintermezzo 125
Menschen, Helden und Götter 128
Saturn 130
Oft will's mir im Leben dünken 131

Julius Schaumberger:

„Eu—Eu—Eulaliah . . . ." . 135
Ihr Ausgang 142

Georg Schaumberg:

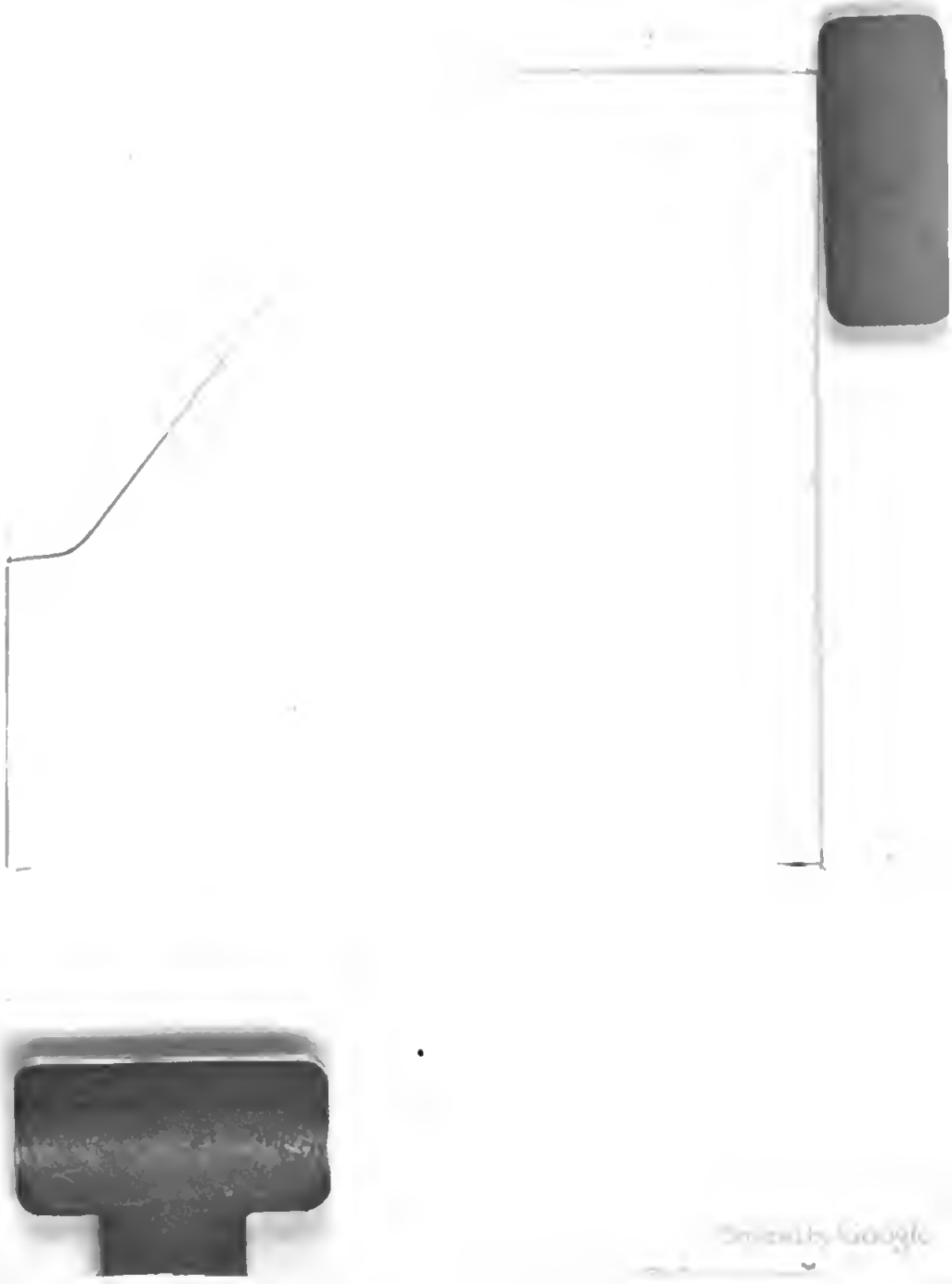
Münchner Luft. Stimmungsbilder 149

R. von Seydlitz:

Der Tod des Friedens . . . 161

Frank Wedekind:

Gedichte: Confession . . . 167
Coralie 167
Mina's Kochschule 168
Krisis 169
Gespenst . . . 169
Christine . . . 170
Pech 172
Nemesis . . . 173



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
830 M72
Modernes leben, ein sammelbuch der M unc
3 1951 002 066 348 R
WILSON
ANNEX
[redacted]